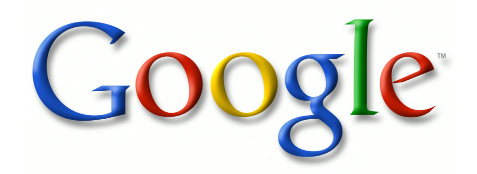
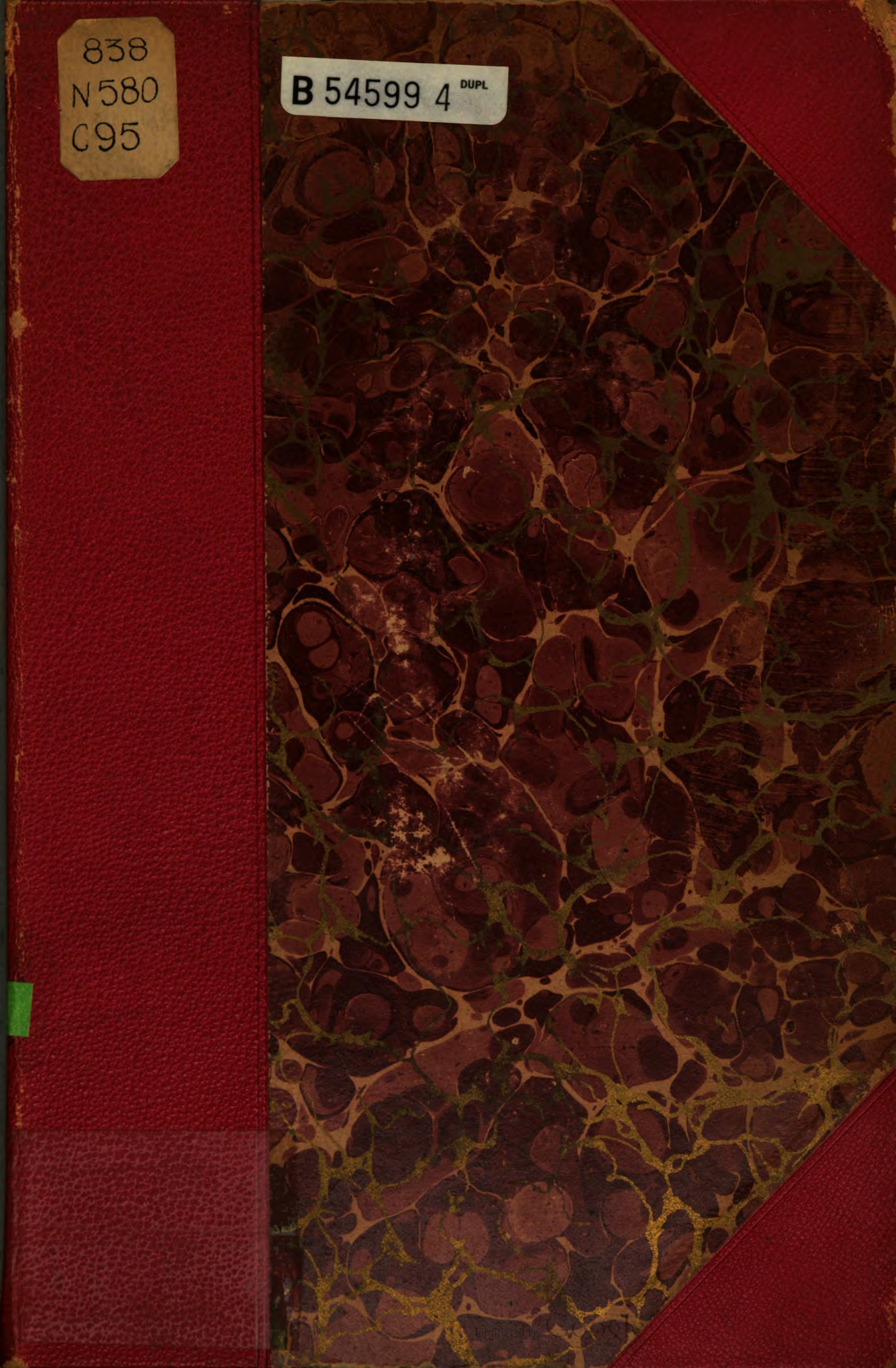
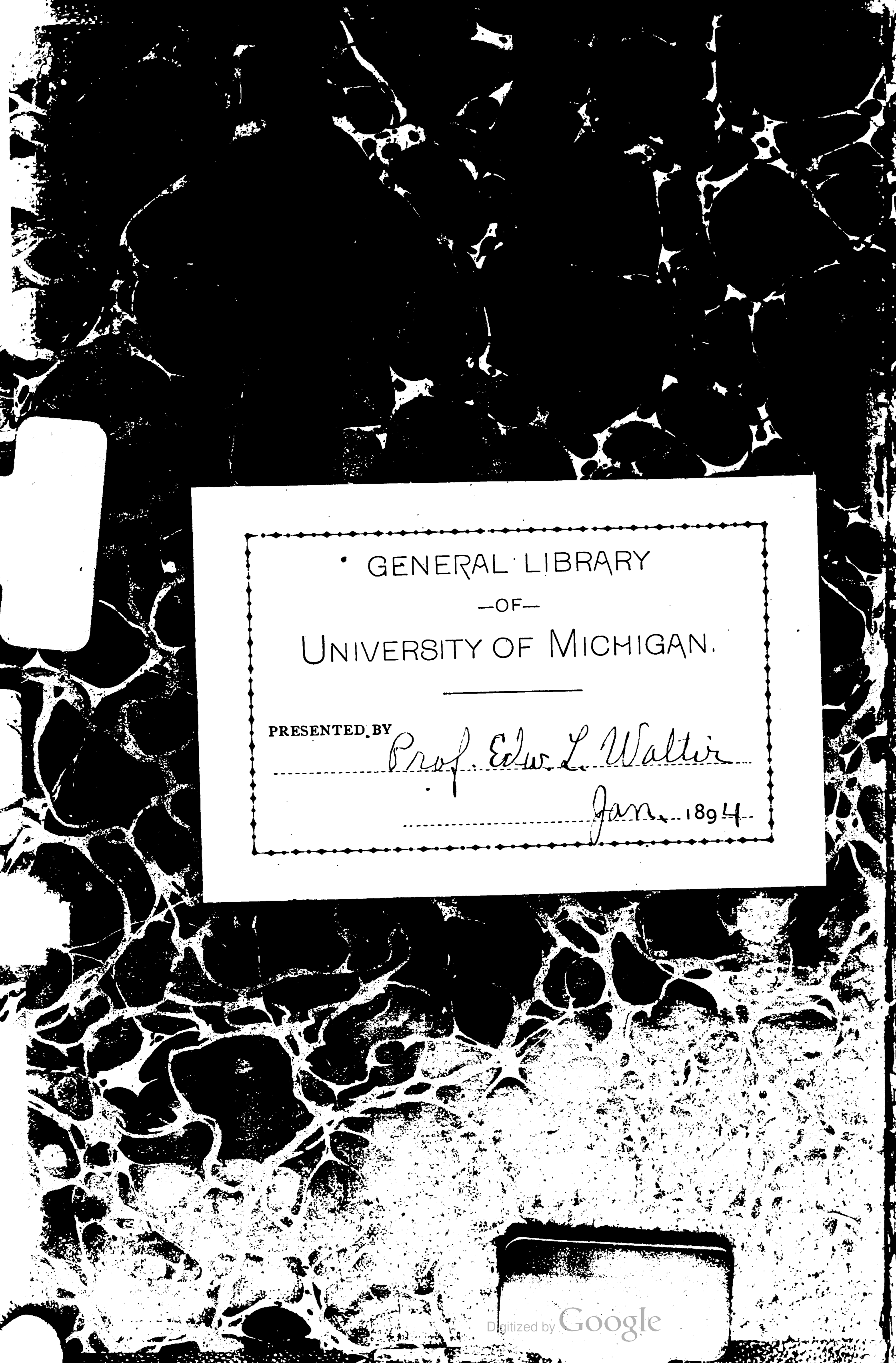
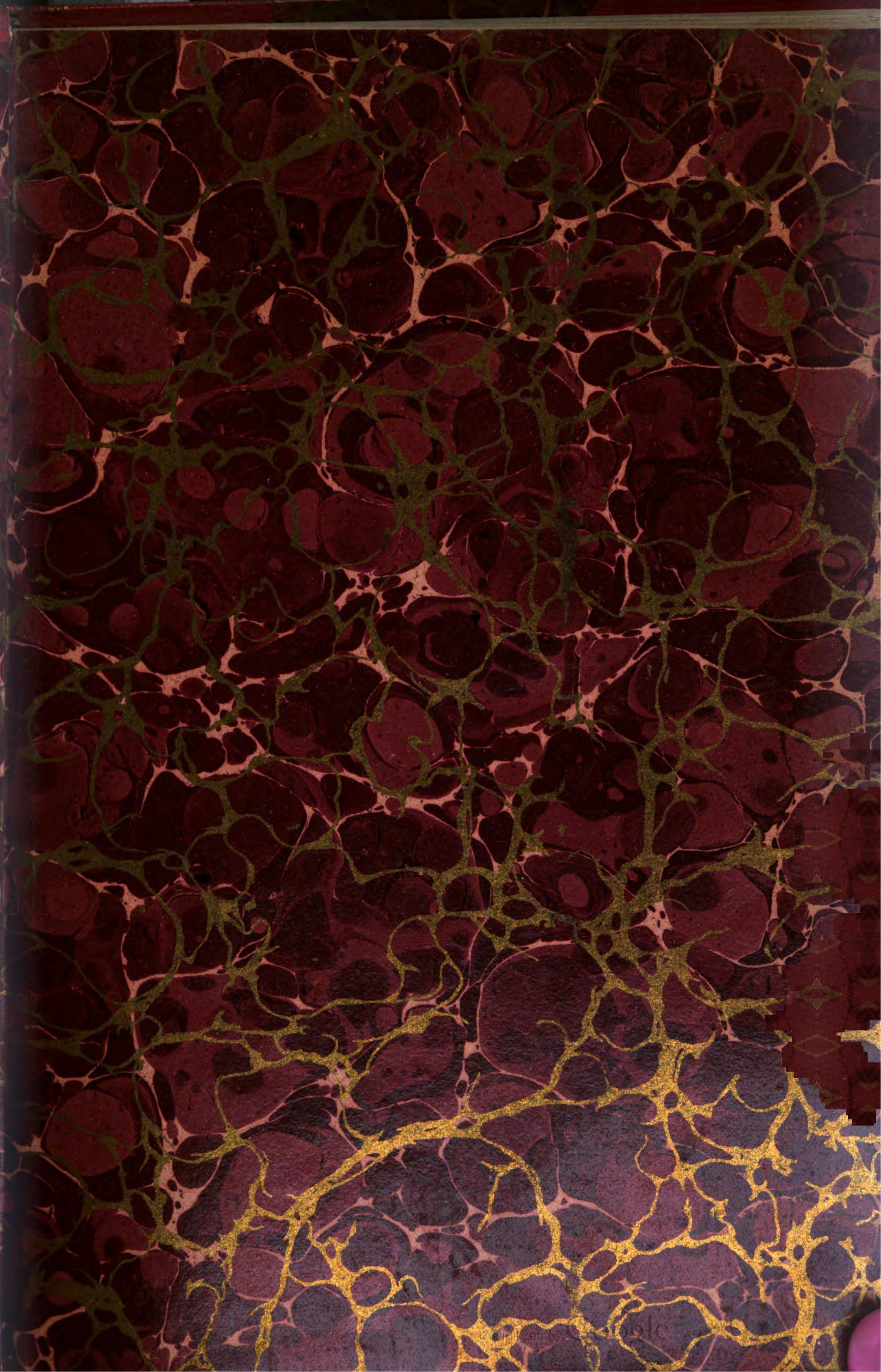



838
N580
C95
B 54599 4 DUPL


GENERAL LIBRARY
—OF—
UNIVERSITY OF MICHIGAN.
PRESENTED BY Prof. Edw. L. Walter
Jan. 1894
Digitized by Google



DIE ERSTE GESAMMTAUSGABE

DER

NIBELUNGEN.

VON

JOHANNES CRUEGER.



FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1884.

MEINEM VEREHRTEN LEHRER

HERRN PROFESSOR DR. MARTIN

DARGEBRACHT.





VORWORT.

Diese Blätter sind gewidmet der Darstellung der Meinungen und Ereignisse, die zu der von Chr. Heinr. Müller besorgten ersten vollständigen Ausgabe der Nibelungen (1782) führten, deren intellectueller Urheber in jeder Beziehung Bodmer war. Die Einleitung bespricht daher sein, Bodmers, Verhältniss zu der jungen Generation in Deutschland, wie es sich etwa seit 1776, besonders unter Einfluss der beiderseitigen altdeutschen Neigungen und Interessen, gestaltete; das erste Kapitel legt ausführlich Bodmers Bemühungen um die Nibelungen, seine Auffassung des Gedichtes, seine Urtheile und Werthschätzungen darüber dar; das zweite trägt zusammen, was zur Kenntniss des Müllerschen Wesens erreichbar war[1]; das dritte gibt die Einzelheiten der Nibelungenpublication, so weit Zarnckes in bibliographischen Notizen so vortreffliche Einleitung in das Nibelungenlied der Ergänzung und Berichtigung bedurfte. Der Schluss endlich bietet einige zu unserm Thema in engerer oder loserer Beziehung stehende Notizen.

Wie zu des Verfassers »Entdecker der Nibelungen«, so ist auch zu diesem Buche das Material geschöpft aus dem reichen Schatze des Bodmerschen Nachlasses auf der Züricher Stadtbibliothek, den ich zu dem Zwecke einer gründlichen Durchdringung und wissenschaftlichen Behandlung der Gottsched-Breitinger-Bodmerschen Periode unserer Literatur vor andert-

[1] D. h. ich habe mich nicht bemüht, weil es eigentlich meine Materie gar nichts anging, was etwa in Berlin liegt, über Müller zu erfahren; darauf wird seinerseits ja Herr Prof. Heller in seiner Geschichte des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums gewiss ausreichend hinweisen.

halb Jahren methodisch durchzuarbeiten begann. Dem Vorstand dieser Bibliothek, der mir die zahlreichen Manuscripte der Bodmerpapiere zu uneingeschränkter Benutzung überliess, gestehe ich gern zu lebhafter Erkenntlichkeit verpflichtet zu sein; von deutschen Bibliotheken erwarben meinen herzlichen Dank die Universitätsbibliotheken zu Kiel, Leipzig, Strassburg i. E. und die königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden.

Wer den Umfang des Bodmerschen Nachlasses kennt, weiss, dass eine Zeit von sieben Monaten, wie ich sie bisher in Zürich zugebracht, nicht ausreicht, solchen Schatz auszuschöpfen. Zudem war mein Absehen in erster Linie nur auf die altdeutschen Bestrebungen und literarischen Beziehungen der Schweizer gerichtet, ja auf literarhistorischem Gebiet habe ich noch manches ferner ab Liegende vernachlässigen müssen.

Al. Reifferscheid hat neulich den Plan eines grossen Quellenwerks vorgelegt, welches das 17. Jahrhundert betreffen und an erster Stelle ungedruckte Briefe bringen soll; so leicht es ist, derartigen Unternehmungen den Vorwurf des Alexandrinismus zu machen, so sehr ist zu bedauern, dass ein ähnliches Werk, das zugleich über bereits Gedrucktes zusammenfassende Nachweise geben müsste, für das 18. Jahrhundert, besonders was Briefe anbetrifft, noch fehlt. Wie sehr wäre zu wünschen, dass Einer, dem Wissen und Musse zu solcher Arbeit ausreichend zu Gebote stehen, in diesem Sinne die deutschen und andre Bibliotheken sorgfältig revidirte! Denn fast bei jeder Monographie aus diesem Zeitraum ist zu befürchten, dass mehr oder minder Wichtiges unberücksichtigt bleibt, was nachher vereinzelt aus dem Schoos irgend einer Bibliothek hervorgezogen wird. In Zürich sind z. B. an verschiedenen Orten verstreut, und daher äusserst schwer aufzusuchen, Briefe und Gedichte von Conz, Gleim, E. v. Kleist, Lange, Pyra, Rammler, ja — trotzdem man seinen Sachen am meisten nachgespürt hat — von Wieland. Als literarische Curiosa können gelten Briefe, die vereinzelt stehen: so wenn die Polyeucteübersetzerin aus Strassburg, die Linckin, sich 1732 mit einem Gedicht an Bodmer wendet, so wenn Nicolai und Pfeffel (Colmar) sich einstellen, so wenn Franciscus Schuch, ähnlich wie die Neuberin, zweimal, 1749 und 1751 anfragt, ob mit seiner Truppe in Zürich nichts zu machen wäre.

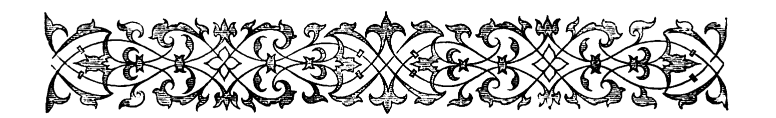
Abgesehen von dergleichen Ungelegenheiten, die vermindert werden würden — der Plan eines solchen »Corpus« eröffnet einen Vortheil, der gewiss nicht niedrig angeschlagen werden darf. Bei der fast übergrossen Arbeitstheilung auf dem Gebiet der Wissenschaft haben wir auch den Blick für die Fäden, die vor hundert Jahren von dem einen Felde geistiger Thätigkeit zu dem andern leiteten, beinahe gänzlich verloren. Jedermann weiss zwar, dass der Aufschwung der altklassischen Studien am Ende des vorigen Jahrhunderts in enger Beziehung steht zu dem Aufschwung unserer nationalen Poesie; wie viel aber unsre Poesie den altklassischen Studien seit Beginn des Jahrhunderts zu danken hat, das ist tiefer und eingehender noch nicht untersucht worden. Und welche Handhabe dazu würden Briefe abgeben, wie sie z. B. in Breitingers Nachlass vorhanden sind, von Gelehrten wie Ernesti, von Bibliothekaren wie Querini, von Klostervorständen wie Gerbert (St. Blasien)?

Nun ist zwar von solchen Briefen eine reiche Menge am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts im Druck erschienen; aber in einer für die Zwecke strenger Wissenschaft unverwerthbaren Gestalt. Nicht nur, dass die Herausgeber selber in einer fabelhaften Weise kürzten und durch Zusammenschiebung manchen Fehlsinn und manche Unverständlichkeit verbrachen; noch mehr haben die um den Sinn völlig unbekümmerten Censoren geschadet, zumal durch die eigenthümliche Manier, anstatt eines Namens nicht etwa seinen Anfangsbuchstaben, sondern irgend einen andern grossen Buchstaben drucken zu lassen. Die von Körte herausgegebenen Schweizerbriefe werden nachher zu erwähnen sein; hält man die dort gedruckten Briefe Sulzers gegen ihre in Zürich aufbewahrten Originale, wie sehr wünscht man dann, dass einmal die unversehrte Gestalt dieser Correspondenz ans Tageslicht trete, die manchen interessanten Einblick in die Zustände des vorhundertjährigen Berlin eröffnet, und in den Jahren 1757—59 die unmittelbarsten Wirkungen des siebenjährigen Krieges sehr lebhaft vor unser geistiges Auge bringt.



INHALT.





EINLEITUNG.

Dêswâr * * du riuwes mich
michels harter danne ich dich,
ob du lebtes und ich wær erstorben.
ich wilz bî mînen triuwen sagen,
dich selben wolt ich lützel klagen,
ich klage dîn edeln kunst, daz sist verdorben.

In ähnlicher Weise zwiespältig mochten die meisten der für die altdeutsche Literatur interessirten Zeitgenossen empfinden, als ihnen der Anfang des Jahres 1783 die Kunde von dem Dahinscheiden Bodmers brachte. Nur wenige, in Wahrheit kaum noch einer, wenn sie mit jener herrlichen Waltherschen Aufrichtigkeit, was sie in der That an ihm verloren hatten, betrauern und nicht in die gewöhnliche gedankenlose Art der Klage verfallen wollten, konnten in die vollen Schmerzenstöne Christ. Heinr. Müllers [1] einstimmen, dem seit Sulzers Tode freilich Bodmer alles gewesen war. Aber die andern, was lag ihnen an dem Manne selber? Sie waren seit Jahren, man kann beinahe sagen seit Jahrzehnten, gewohnt, herbe, verstimmte, beschränkte, ewig nörgelnde und verkleinernde, der einstigen Grösse Bodmers wahrlich nicht entsprechende Urtheile aus diesem Munde zu vernehmen, der sich nun für immer geschlossen hatte.

[1] »Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert,« im ersten Bande vor Got Amur, mit der Ueberschrift »An Freunde altdeutscher Litteratur«. Höchstens noch Armbruster im deutschen Museum 1783, Bd. I, S. 187—89.

Der Verlauf der deutschen Literaturbewegung hatte es so mit sich gebracht. Seit der Mitte der fünfziger Jahre war der Name Bodmers zwar nicht wie der Gottscheds ein überall verachteter, aber ein überlebter, ein todter geworden. Nirgends wird so schnell selbst der nächsten Vergangenheit vergessen, als in Epochen, die in regster Thätigkeit einem Höhepunkte der Entwicklung zustreben, während andrerseits die Zeiten des Epigonenthums mitunter Alles im Gedächtniss aufbewahren zu wollen scheinen. Und mit gewaltigen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beschleunigten Schritten strebte damals die deutsche Literatur ihrer grossen Blütheperiode zu.

Sicher ist dieses allgemeine Stillschweigen, dies gleichgültige Vorübergehen an seinen Errungenschaften von dem feinfühligen Bodmer tiefer und schmerzlicher empfunden worden, als die verachtende Haltung der ganzen Nation von dem nicht übers Lob, aber über den Tadel erhabenen Gottsched. Damit ist zu einem Theil die Stellung erklärt, die Bodmer seit jenen Jahren den Geistes- und Literaturströmungen Deutschlands gegenüber einnimmt. Die in geschlossener Front mit Wucht andringenden neuen Gedanken, die von seiner Bahn ablenken und ihm unverständlich sind und bleiben, thun das übrige. Wie übel hat er schon den Deutschen verdacht, dass sie von dem ihm so liebgewordenen »altschwäbischen« Studium so gar nichts wissen wollten[1]. Aber wie zetert er erst über Lessingsche und Herdersche Ideen, und nun gar über Goethesche Dichtungen[2]. Manche Titel selbst seiner späteren Werke kennzeichnen dies Verhältniss: es sind »literarische Denkmale« (um mit ihm selber zu reden, des Lenzes einer goldenen Zeit, auf den kein Sommer gefolgt ist) und »Pamphlete« gegen die

[1] Der Belege dafür finden sich manche in dem Folgenden. Am 22. August 1771 schreibt er an Schinz: »Als ich das programma zur Subscription für die Minnesinger publicirte, war vom Rhein bis an den Belt nur Hagedorn der Willfährige«.

[2] Eine Zusammenstellung darüber gebe ich in dem soeben erscheinenden Band V des Goethe-Jahrb. Vrgl. die Briefe von Bodmer an Sulzer und umgekehrt in dem gleich zu citirenden Körteschen Buche.

neuen Anschauungen[1]. Wer kann es der zielbewussten deutschen Jugend, der immer die Vergangenheit angepriesen und jeder Schritt über sie hinaus mit gräulichen Farben abgeschildert wird, unter solchen Umständen zum Vorwurf machen, dass sie unbekümmert um den Lobredner der alten Zeit geruhig ihres Weges gewandelt ist! Aber wie, wenn eine der Abzweigungen dieses Weges sie dicht an die Bahn des Alten führt?

Es bedarf heutzutage keiner Auseinandersetzung mehr, wie in Deutschland um diese Zeit durch die Heldenthaten der preussischen Armee eben so sehr als durch die literarischen Kämpfe und Siege das Selbstgefühl, das nationale Gefühl aus langem Schlummer erweckt wird. Und es ist bekannt genug, dass Herder ihm die Richtung auf die deutsche Vorzeit gibt. Wieder, wie einst in dem grossartigen Reformationszeitalter, beginnt der deutsche Gelehrte in vaterländischer Begeisterung die alten Denkmäler seines Volks aus trüber Vergessenheit hervorzuziehen; der Dichter gestaltet sich schnell aus Geschichte und Phantasie wundersam zusammengewoben ein Bild grosser Helden der nationalen Vergangenheit; allüberall spürt man nach deutscher »Art und Kunst«. Fehlgriffe im ersten Ueberwallen der Herzen sind da nur allzu verständlich; der Eine vernimmt die Klänge der deutschen Urzeit in den Gesängen der altisländischen Edda, so dürftig und unkritisch die Art ihrer Uebermittlung war; der Andere in den eben auftauchenden

[1] »Literarische Denkmale« mit dem täuschenden Zusatz »von verschiedenen Verfassern.« Zürich 1779, ein Buch, das oft zu erwähnen sein wird. »Litterarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern.« Zürich MDCCLXXXI. Auch der »gerechte Momus« Zürich 1780 gehört zu diesen Kriegserklärungen auf dem Titelblatt. — Vom Lenz der goldenen Zeit ist die Rede in einer Briefstelle an Gleim, Juli 1776, die eine von Bodmers mildesten Aeusserungen über die deutsche Literatur enthält: »In der Blüthe meiner Jahre war die Poesie noch nicht! Dann stand sie an dem Isthmus des saturnischen Alters! Hagedorn, Gleim, Klopstock kamen, mit ihnen die silbernen Zeitpunkte; dann der Lenz einer goldenen Zeit! Diesem Lenze folgt kein Sommer; wir fallen in eiserne Tage zurück! Freilich blitzen sanfte, lieblich starke Strahlen hervor, wie Sonnenblicke in winterlichen Tagen.« Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner, hrsg. von Körte. Zürich 1804, S. 438.

Ossianischen Liedern. Grosse Worte werden um nichts gemacht; viel unnützer Staub wirbelt empor. Aber das ist bald überwunden; klar treten in kurzer Zeit auch bleibende Resultate heraus. Der Schatz des deutschen Volksliedes thut sich auf und spendet köstliche Gaben. Das Studium des Mittelhochdeutschen kommt in Aufnahme.

Merkwürdig nur, wie wenig der Führer der ganzen nationalen Bewegung, wie wenig Herder die Fülle der ihm bereits vorliegenden Leistungen eingehender in Betracht zieht und etwa nach allen Seiten hin ausbeutet! Für die von Bodmer edirte hintere Hälfte der Nibelungen hat er gar keinen Sinn, für die Minnesinger im Verhältniss zu ihrer Bedeutung nur wenige preisende Worte[1]. Seine phantasiereiche Auffassungsweise haftet nur am Allgemeinen und Allgemeinsten; das Concrete entschlüpft seiner Hand. Und so ist es wohl seine Schuld, wenn die direct unter seiner Einwirkung stehenden Zeitgenossen, wo sie zum Einzelnen heruntersteigen, nicht, wie es das natürlichste gewesen wäre, sofort energisch an Bodmers mittelhochdeutsche Publicationen anknüpfen. Sie selber machen sich die Sache dadurch nur schwieriger; viel, z. B. Sprachliches, verabsäumen sie von ihm zu lernen; statt sich an die von ihm hie und da erwähnten wichtigen Manuscripte zu halten, führt sie ihr Weg zu minderwerthigen Quellen oder durch schlechte Ueberlieferung. Wie häufig finden sich in Bodmers damaliger Correspondenz Stellen, wo er sich über ihre Unkenntniss und Ungeschicklichkeit lustig macht.

Seit dem Erscheinen der »Sammlung von Minnesingern« 1758/59 hat Bodmer, obgleich er manchen altdeutschen Codex in der Zwischenzeit gesehen und ganz oder zum Theil copirt hatte, an die Oeffentlichkeit von solchen Dingen nichts gebracht. Der Gründe dafür sind mannigfaltige: die Gleichgültigkeit des Publicums und der daraus hervorgehende constante Verlegermangel; wachsende Ansprüche der Berufsthätig-

---

[1] Bodmer selber klagt über ihn bei Gelegenheit seiner »Lieder der Liebe«: »Es scheinet nicht, dass Herder die Manessische Sammlung oder Rietenburgs Fabeln oder Chriemhilde gesehn habe. Er hat nur eine Copie gehabt, welche durch ei und au verfälschet ist. Codices auf Membrana sind nicht bis zu ihm gelanget«. An Schinz, 3. März 1779.

keit und schliessliche Neigung zu derselben; endlich eine anderen literarischen Gebieten zugewandte Beschäftigung. Es ist die Zeit der Bodmerschen Dramen, der religiösen wie der republicanischen, der nationalschweizerischen wie der parodistisch gegen die deutsche Literatur gerichteten. Freilich wurzelt in diesen Jahren auch das eindringendere Studium Homers: die ersten sechs Gesänge der Iliasübertragung erscheinen 1767 in der »Calliope« [1]. Daneben zeigen sich nur vereinzelt Spuren der fortdauernden Liebe zu den altschwäbischen Poeten. So, wenn in derselben Calliope der 1753 erschienene »Parcival« erneuert[2] und »die Rache der Schwester«, eine Uebersetzung der hinteren Hälfte der Nibelungen[3], zuerst dargeboten wird. So wenn in der Abhandlung »von den Verdiensten Dr. Martin Luthers um die deutsche Sprache«, welche vorn in »den Grundsätzen der deutschen Sprache« 1768 ihre Stätte fand, in eigenthümlicher Verkennung sprachhistorischer Verhältnisse Luther getadelt wird, weil er sich dem gemeinen Sprachgebrauch seiner Zeit angeschlossen habe und nicht vielmehr der Sprache des Minnesangs treu geblieben sei. So, wenn Bodmer, um die Probe zu machen, ob wirklich noch in einem Thal Graubündtens die altschwäbische Sprache gesprochen werde, sich eine Magd aus dieser Gegend anschaffen will[4]. So wenn er über den zweiten Band von Zachariäs »Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten« ärgerlich wird und losschilt: »Er (Zachariä) muss den Bettelsack anlegen, ein Buch zu publiciren und es von Flemming und Scultet zu betteln! Wenn er nach Gold hat graben wollen, warum gräbt er nicht in den Minne-

---

[1] Zürich. 1767. Bd. II, S. 157. ff.

[2] Bd. II, S. 33. ff.

[3] Bd. II, S. 307. ff.

[4] Brief an Schinz vom 12. November 1768. Er hofft dadurch Auskunft über die ihm unverständlich gebliebenen mhd. Wörter erlangen zu können. Nach 1779 spukt eine ähnliche Geschichte herum. Aber Bodmer ist kritischer geworden. Er schreibt am Karlsfest dieses Jahres an Schinz: »In dem Gebürge zwischen Verona und Vincenz sind Thäler und Colonien, in welchen Deutsch gesprochen wird.« Man wolle behaupten, es seien Nachkömmlinge der von Marius geschlagenen Cimbern. Aber die Muster, die Bodmer von der Sprache gesehen hat, »zeigen

gesängen[1]?« Ja, hie und da tauchen sogar Anzeichen eines engeren Verhältnisses zu den alten Poeten auf. In einer Reihe um 1770 gedichteter Dramen, in Friedrich dem Rothbärtigen, in Heinrich IV., in Adalbert von Gleichen, in Hildebold und Wibrade, in Maria von Brabant u. s. w. sind theils grössere, theils kleinere Stellen sowohl aus den Minnesingern, wie den inzwischen Bodmer bekannt gewordenen mhd. Epen oft wörtlich wiedergegeben[2]. Und 1774 erscheint (wir werden nachher sehen, bei welcher Gelegenheit er entstanden ist) der nach Art des »Parcival« aus Wolframs Willehalm umgedichtete »Wilhelm von Oranse«[3]. Aber diese Beschäftigung entbehrt durchaus des Schwunges, sie wird nur so nebenbei getrieben und ist wenig intensiv.

Das Jahr 1775 ist für Bodmers äussere und in Folge dessen auch innere Lebensumstände ein hochbedeutendes. Zu Ostern legt der 77jährige sein Professorat am Karolinum nach halbhundertjähriger Amtsthätigkeit nieder[4]. Er konnte auf ein arbeit- und resultatreiches Leben zurückschauen; wenn man als Werk eines Menschen ansieht das Höchste, was ihm mit vollen Kräften unter seinen Verhältnissen zu leisten mög-

---

offenbar, dass sie nicht über das Concilium von Basel hinaufsteiget. Ich wollte mich verbürgen, dass es die tyrolische Sprache ist. Jeder Tyroler wird sie verstehn. Welches Wunder, wenn die Cimbern dieses neue Deutsch gesprochen hätten, deren Sprache auf den runischen Steinen oder Holz wir nicht mehr verstehen? und die Sprache mit grosser Mühe studieren müssen, welche Ottfried und Willeram gesprochen haben!«

[1] Brief an Schinz vom 14. August 1771. Der gerügte Band war eben, 1771, erschienen.

[2] Er ist in der ersten Hälfte des Jahres 1772 gearbeitet worden.

[3] Z. B. zu Heinrich IV. sagt der Herzog von Lothringen das Walthersche Wort: »Euer alter Thron steht unter einer übeln Traufe.« (Neue theatralische Werke von Herrn Bodmer etc. Lindau 1768. Bd. I. S. 33.) Im dritten Stück der »Beyträge in das Archiv des deutschen Parnasses«, Bern, 1777, S. 141 ff. hat Bodmer selber Parallelstellen zu Maria von Braband aus Shakespeare, Dante, den Minnesingern, Iwein, Freibergs Tristan ausgezeichnet. Vergl. Liter. Denkmale S. 184.

[4] Gegen Mörikofer, die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig. 1861. S. 235. — Die von mir angegebne Zeit ergibt sich als richtig aus einem Brief Sulzers an Bodmer vom 29. Mai 1775.

lich ist, so war sein Werk gethan. Aber dem immer rastlos thätig gewesenen sagt die Musse nicht zu. »Es loderten noch Funken von meinem alten Hange zur Literatur in der Brust«, so berichtet er selbst, »und erwachten wieder«[1]. Die glückliche Zeit, in der er sich einst mit voller Lust und mit unumschränkter Freiheit seinen literarischen Neigungen hingegeben, erlebt er von neuem. Nur dass er bald — Breitinger starb 1776 — keinen anregenden, mitschaffenden und mitgeniessenden Freund in Zürich mehr hatte, das unterscheidet diese Zeit sehr von der seiner Jugend. Aber auch das trieb ihn vielleicht noch mehr zum Schreibpult. Er lässt jetzt genauer, als er es in den letzten Jahren hatte thun können, die Werke der deutschen Literatur vor seinem Auge vorüberziehen[2]. Im allgemeinen findet er wenig, was mit seinen seit lange im wesentlichen gleichgebliebenen Ansichten übereinstimmt; nur eigentlich Mittelmässiges sagt ihm zu; aber die Richtungen der Zeit, die auf Homer und die altdeutsche Literatur gehen, berühren Stellen seiner innersten Seele. Und indem nun der Alte, von der Enge localer Verhältnisse befreit, den Blick wieder über eine Nation hinschweifen lässt und in ihr einige seiner Lieblingsideen wirksam findet, wird er erfrischt und verjüngt und seine Thätigkeit in ungeahntem Masse belebt. Wenn er sonst so oft klagt, dass die jüngere Generation ihm abgestorben sei, oder — mit einer biblischen Wendung — sein Reich sei nicht mehr von dieser Welt[3], wenn auch jetzt noch zuerst sein Interesse an der neuen Literatur oft die Form des Tadelns, ja mitunter des alles besser wissenden Grollens annimmt, so ist doch bezeichnend, dass die schöne Schilderung, die Tischbein von Bodmers jugendlich frischem Wesen gibt[4], gerade aus diesen seinen letzten Jahren herrührt. Etwa seit

---

[1] Lit. Denkmale, S. 175, in einem eigenthümlichen Aufsatz »Kritos Bekenntniss«, worin die klar zu Grunde liegenden Facta in sonderbarer, meist zeitlicher Umsetzung und Verschiebung erscheinen.

[2] Siehe die angeführte Stelle der Denkmale: »Ich warf neugierige Blicke auf den Zustand der schönen Wissenschaften bey meiner Nation u. s. w.«

[3] An Schinz, 18. Juni 1771.

[4] Mörikofer, S. 243. Anm.

1776 datirt denn ein neuer Aufschwung auch seiner altdeutschen Studien.

Die beiden Bahnen, Bodmers Jahrzehnte alte und der jungen Generation eben erst erwachte Liebe zum deutschen Alterthum, laufen eng nebeneinander; jeden Augenblick erscheint es, als wären es nicht mehr zwei, sondern eine gemeinsame; aber noch existirt eine Scheidewand. Wer wird sie durchbrechend zuerst einlenken? Wird der Alte auch fernerhin aus der Ferne zuschauen und ohnmächtig gegen eine unaufhaltbare Bewegung grollen, gerade wo diese Bewegung einige seiner Lieblingsideen erfasst, in sich tief innerlich aufgenommen hat und an ihrer Fortbildung arbeitet? Oder wird die deutsche Jugend durch die schönen Arbeiten Bodmers begeistert, sein greisenhaftes Wesen vergessend sich mit ihm in Verbindung setzen? Aber wie kann sie wissen und erkennen, dass das Grollen endlich aufgehört und einer freundlicheren Gesinnung Platz gemacht hat?

In Wirklichkeit hat Bodmer den ersten Schritt gethan. Derselbe Bodmer, der einst den Gedanken einer gemeinschweizerischen Schriftsprache gefasst[1], die von der deutschen unterschieden sein sollte, hat jetzt die Ueberzeugung, dass eine erfolgreiche Wirksamkeit von seiner Seite nur möglich ist im Anschluss an die deutsche Entwicklung. Er denkt nicht daran, etwa unbekümmert um sie, die vielgescholtene, auf eigene Faust eine Reihe altdeutscher Publicationen zu wagen; ist jemals, wie es fast den Anschein hat, momentan (wovon sogleich) diese Absicht in ihm aufgetaucht, so hat sie sich sofort als unausführbar erwiesen. Schon ehe aber irgend welche Spuren seiner neuen Beschäftigung mit dem deutschen Alterthum in seinen Büchern sich zeigen, hat er zu zweien der Führer der germanistischen Studien des damaligen Deutschlands, zu dem Dr. Anton in Görlitz und zu dem auch durch seine Shakespearebemühungen hochverdienten Eschenburg in Braunschweig ein freundschaftliches Verhältniss gewonnen.

---

[1] Vrgl. ausser andrem den »Mahler der Sitten,« 1746, Bd. 2, Blatt 97 und 102, besonders S. 127 und 28, wo man sich aber durch das mit Absicht falsche Datum nicht irre führen lassen darf.

Man kann mit aller Bestimmtheit sagen, — die Belege enthält der Schinzische Briefwechsel — dass Bodmer der jungen Generation angenähert und schliesslich zugeführt worden ist durch das »deutsche Museum«. Zwar ist auch sonst zu sehen, wie sehr der Alte aufmerksam ist auf alles und jedes, was irgendwo öffentlich über die ältere Literatur gesagt wird. Er ist Tage lang begierig, Lessings »Beiträge zur Geschichte und Literatur« habhaft zu werden, schilt aber, nachdem er die beiden ersten davon in Händen gehabt, wohl durch die Beweisart zurückgestossen, den Verfasser einen »Krämer kleiner Waaren«, der »von dem Ausdruck, der Sprache, der Ausbildung« des Boner kein Wort zu sagen wisse[1]. Er kennt sehr wohl und beurtheilt absprechend, obgleich sie eigentlich ausser seinem Gesichtskreis liegen, Adelungs wie Fuldas Bemühungen[2]. Das mémoire des Barons Zur-Lauben in der französischen Akademie über den Pariser Minnesingercodex entlockt ihm ein etwas bitteres

Sic vos non vobis mellificatis apes[3].

Er freut sich, so wenig er mit der Recension selber einverstanden ist, dass sein Wilhelm von Oranse einen Recensenten gefunden hat[4]. Er äussert sich im Hinblick auf den teutschen Merkur einmal ziemlich heftig, »Wieland affectire von den Minnesingern, von Parcifal, von Chriemhilde, von Wilhelm von Oranse zu schwatzen, indessen er von Artus schwatze und das Heldenbuch in seiner Verfälschung ausschreibe«[5]. Ihn interessirt zu erfahren, dass Leonhard Meister

---

[1] An Schinz, besonders 3. August 1773.

[2] An Schinz, 12. April 1774.

[3] An Schinz, 18. Februar 1775. Das (übrigens wissenschaftlich werthlose) Mémoire, das die Bodmer-Breitingerischen Publicationen erwähnt und ausschreibt, findet sich in der »Histoire de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres«. Tome 40ième Paris MDCCLXXX S. 154—169. Titel: »Observations sur un Manuscrit de la Bibliothèque du Roi, qui contient les chansons des Trouvères ou Troubadours de la Souabe ou de l'Allemagne, depuis la fin du XII[e] siècle jusque vers l'an 1330.«

[4] An Schinz, 1. October 1777. Die Recension steht in der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« Bd. XXXII. (1777), S. 127.

[5] An Schinz, 9. Mai 1777. — Gemeint sind Wielands Erläuterungen zu »Geron der Adelich« im teutschen Merkur 1777, erstes Quartal, S. 129 ff.

in dem von H. A. O. Reichard herausgegebenen »Nouveau Mercure de France« etwas über die Minnesinger geschrieben habe[1]. Ja, so sehr wird dadurch sein Antheil an diesem seinem Landsmann geweckt, dass er einen Catalog der altdeutschen Handschriften, die er gesehen, aufsetzt und ihm zufertigt[2].

Aber was bedeutet all dieses einzelne gegenüber einer in gebildeten Kreisen bald weitverbreiteten Monatsschrift, die in regelmässiger Wiederkehr von verschiedenen Verfassern herrührende altdeutsche Manuscripte und alte Drucke, gelegentlich auch ungedruckte Sachen selber darbot! Von dem umsichtigen, mit einer eigenthümlichen, wie angeborenen Gabe der Vermittlung nach allen Seiten hin ausgestatteten, für vielfältige Interessen erwärmten Heinr. Christian Boie 1776 gegründet, steht das deutsche Museum für das erste Jahrzehnt seiner Existenz durch seinen Antheil an den hervorragendsten Strömungen der geistigen Bewegung unbestritten an der Spitze der deutschen Journalistik. Um nur eines, was auch gerade zu Bodmers Liebhabereien in Beziehung steht, anzudeuten, in diesen Bänden liegen uns zu gutem Theile vor die Zeugnisse für das Ringen der Zeit mit dem Geiste Homers, wie es in Nähe und Ferne die Aufmerksamkeit der Nation erregte und fesselte. Und die Richtung auf die deutsche Vergangenheit war, abgesehen von Boies persönlicher Neigung dazu[3], mittlerweile bereits stark genug geworden, um in der dem Range nach damals ersten deutschen Zeitschrift, die so wie so ein allgemeineres deutsches Interesse lebhaft vertrat[4], die ihr gebührende Stätte gleich von vornherein energisch zu verlangen.

---

[1] An Schinz, 17. Januar 1776. — Ich habe leider den betreffenden Band des Mercure nicht auftreiben können.

[2] An Schinz, 26. April 1776.

[3] Weinhold, Heinrich Christian Boie. Halle 1868. S. 268.

[4] In der »Vorerinnerung« zum zweiten Jahrgang (D. M. 1777, Bd. I., S. 4.) wird gesagt, es sei der Wunsch der Herausgeber, »Nachrichten vom Zustande der Menschheit, der Sitten, der Litteratur in verschiedenen Provinzen Deutschlands, besonders denen in unsrer nordlichen Hälfte unbekanntern Schwaben, Bayern, Oesterreich, Böhmen u. s. w.« zu bringen; von der Elsass-Lothringischen Zeitung sind 1882 hervorgezogen und zum Theil reproducirt worden die »Briefe eines durchs Elsass Reisenden,« die mit dem Februarheft 1781 beginnen.

Gleich im ersten Jahre seines Erscheinens war Bodmer auf das deutsche Museum aufmerksam geworden [1], gerade von der altdeutschen Seite her. Eifrig wandern von nun an die Hefte im rothen Umschlag zwischen Zürich und Altstätten hin und her. Anfangs beeinträchtigt natürlich die Jahre lang gehegte und gesteigerte Verstimmung gegenüber den sämmtlichen Erzeugnissen der deutschen Literatur auch hier ein klares, unbeeinflusstes Urtheil. »Das deutsche Musäum hat ganz die Mine einer zusammengestoppelten Rhapsodie. Eschenburg kennt weder Chriemhilden noch die andern Gedichte des schwäbischen Alters. Er vermischt die Hans Sachsen, die Waldis mit den Minnesingern.« So schreibt Bodmer am 2. Juli 1776 an Schinz. Nach und nach aber tritt unverhohlen sein Wohlgefallen wenigstens an dem daselbst Angestrebten zu Tage.

Noch in der ersten Hälfte des Jahres 1777 muss er sich (ich sehe nicht, bei welcher Gelegenheit und auf welche Weise) mit Eschenburg in Verbindung gesetzt haben, wie aus dessen erstem Brief an ihn vom 6. Juni 1777 hervorgeht; Eschenburg dankt da für die Aufmerksamkeit, die er (Bodmer) »seiner Liebe zur alten deutschen Poesie« zugewandt, berichtet kurz über seine demnächstigen altdeutschen Publicationen im Museum und bestellt eine Empfehlung Lessings, der »sich noch immer mit dieser Art der Literatur beschäftige«. Freilich noch in einem Briefe Bodmers an Schinz vom 20. November desselben Jahres, wo er mit dem Nebengedanken an die altschwäbischen Dichter von der provenzalischen Poesie redet, findet sich der Ausfall: »Davon wissen unsre Eschenburge, Wielande — nichts und guken lieber in das verhunzete Heldenbuch und in Hans Sachs!« Und in ähnlicher Weise, schon am 3. November, über einen anderen, der erst später als Eschenburg im Museum mit seinem Namen hervortrat [2]: »Welcher Sünder ist der gute Anton von Görlitz S. 325 des Oct. im Musäum, wo er den

[1] Die gleich angeführte Stelle ist die erste darüber, die ich finde.

[2] Eschenburg taucht schon im Februarheft 1776 mit einem »ersten Beytrag zur alten deutschen Litteratur« auf, Anton mit der Initiale gezeichnet erst im November desselben, mit vollem Namen im Mai des folgenden Jahres.

gnomologen Fridank aus einer Abschrift von 1425 gedenkt, und nicht weiss, dass er aus dem schwäbischen Zeitpunkt ist. Er scheint von Manessen Sammlung, den Fabeln der Minnesinger — nichts vernommen zu haben«. Aber immerhin, so sehr hat seine Freude über die altdeutschen Studien der Deutschen das Uebergewicht über die ersten unangenehmen Eindrücke, dass die in seinem Brief angegebene Museumsstelle ihm ersichtlich den Anlass gegeben hat, mit Anton anzuknüpfen. So ganz verächtlich müssen ihm diese Bemühungen also doch nicht mehr erschienen sein. Ja, welch merkwürdigen Umschlag hat sein Urtheil erfahren, wenn er ein Jahr später, am 6. Januar 1779, an Schinz über Anton meint: »Er ist allein gut zum Abschreiben der Minnesinger, wenn derselben ihm nur einige begegneten!«

Die Annäherung an Anton fällt in den Beginn des Jahres 1778. Durch Vermittlung Lavaters weist Bodmer ihn in betreff des Freidank zurecht, gibt Nachricht von der Freidankcopie, die einst Breitinger aus einem Pergament des Johanniterhauses zu Strassburg genommen, und macht ihn aufmerksam auf den St. Gallischen Codex, der »Parcival, der Nibelungen not, Karl Pipins sun, Wilhelm von Oranse und das Fragment von Maria« vereinige [1]. Bescheiden freudig antwortet am 12. Februar 1778 Anton. Die Eneit, auf die ihn wohl auch Bodmer hingewiesen, hat er bereits aus der Gothaischen Papierhandschrift copirt, an der Abschrift des St. Gallischen Manuscripts verzweifelt er, da seine Umstände ihm die weite Reise nicht gestatten; er dankt für das über Freidank Mitgetheilte und getraut sich Bodmers Copie davon wohl zum Abdruck zu bringen. In ungewohnter Herzlichkeit erwidert Bodmer, und in einem nochmaligen — dem letzten — Briefe vom 20. August 1778 gibt Anton sein Wort, für die Veröffentlichung der Eneit selbst für den Fall, dass der Alte sie nicht mehr erlebte, zu sorgen.

In dasselbe Jahr fällt, wenn es erlaubt ist, diese Sache so aufzufassen, der Versuch einer Annäherung an den Herausgeber des deutschen Museums selber. Bodmer hat einen

---

[1] Bodmers Brief fehlt; aber dies alles geht aus Antons Brief hervor.

»Brief des Sachsen, der ihn zu sehen nach Zürich gekommen«. geschrieben, ihn von fremder Hand copiren lassen und schickt ihn jetzt auf Umwegen anonym an Boie [1]. Es war wohl wieder einmal ein werthloses Pamphlet über die Literaturzustände, und hat als solches, wie es scheint, in Boies sehr geräumigem Papierkorb seine Stätte gefunden. Aber in diesem Jahr noch kein Gedanke, selbstthätig für altdeutsche Zwecke am Museum mitzuwirken. Im Gegentheil, eine ganz andere Absicht, die schon oben angedeutet ist, begegnet uns.

Um die Mitte des Jahres 1777 hat der Alte ein Buch geplant, für dessen Benennung er lange Zeit zwischen »Literarischem Archiv«, »Archiv des Crito«, »Sammlung vermischter Abhandlungen von literarischem Inhalt«, »Urkunden oder Denkmale des alten Geschmackes« schwankt [2] und dessen etwas veränderte Gestalt wir in den erst 1779 herausgekommenen »Literarischen Denkmalen« wiedererkennen. Den Inhalt sollen neben Zurechtweisungen der deutschen Literaten Aufsätze über Homer und die mittelhochdeutschen Dichter, vornehmlich die Epiker, bilden. An der Stelle, wo zum ersten Mal dieser Plan auftritt, redet er in Verbindung damit schon von »Manuscripten, die er aus dem Zeitpunkt der Minnesinger besitze, historischen Anecdoten und Gedichten« [3]; man wird im Verlauf des Schinzischen Briefwechsels nicht recht klar, wie viel er bereits geschrieben hat und an wie vielem er noch schreibt. Aber das ist nebensächlich; genug, dass um diese Zeit sämmtliches hieher Gehörige entstanden ist. Mehrere Male spricht er davon, das maere von der minne abzudrucken, er will damit »den Jacobi und Heinsen aufwarten, sie nach den Nachlassen

[1] An Schinz, 5. August 1778: »Ich zweifle, dass Sie den ebauchirten Brief des Sachsen, den ich, Bodmern zu sehen, in die uralte Zürich kommen lasse, ohne viel Mühe lesen können«. Wenn er ihn entziffere, solle er sagen, ob er gut heisse, ihn an Boie zu senden. 17. August 1778: »Ich habe den Brief des sächsischen Cavaliers unserm Kämmerer in Münchaltorf (Schulthess) übergeben, dass er ihn in das deutsche Musäum durch seinen Sohn bestelle.« Am 25. September 1779 beklagt er sich, dass der Brief nicht aufgenommen sei und ist in Sorge, dass es dem über die Minnesinger Eingesandten ebenso gehen werde.

[2] An Schinz, 13. und 14. Juli, 3. December 1777.

[3] An Schinz, 11. Juli 1777.

der Altschwaben lüstern zu machen«[1]. Oder er denkt daran, »das Gedichte von Chriemhilden Rache neben Fingal zu stellen, und Helden darin, wie Cuchullin und Gaul sind, auszuzeichnen«[2]. Was beides bis an seinen Tod unterblieb. Aber factisch damals niedergeschrieben und nachher veröffentlicht worden sind — ich gebe die damaligen Titel — »Die Anecdoten von dem provenzalischen Gedichte Wilhelm von Oranse«, die Abhandlung »über die Epopöe des schwäbischen Zeitalters«[3], die »über die Wendungen in den Minnesingern« (welche verloren gegangen war und im Januar 1778 durch die neugearbeitete »von der Kühnheit der altschwäbischen Poeten und von dem Klangausdruck« ersetzt wurde)[4], ferner »Etwas zur Geschichte der Minnesinger« und »Nachrichten von den beiden epischen Gedichten Laudine und Tristand«[5]. Auch was nachher »Etwas Persönliches von den Poeten des altschwäbischen Zeitalters«[6] genannt wurde, gehört, obgleich ich es nicht wiederfinden kann unter dem Titel »Geschichte der deutschen Poesie«[7], die auch ausgeführt sein soll, zweifellos in diese Zeit. Aber die Absicht, diese Sachen für sich, in fortdauernder Entfremdung gegen die deutsche Bewegung herauszugeben, scheitert, wahrscheinlich wieder am Verlegermangel. Und wie Bodmer, in der

---

[1] An Schinz, 30. Juli 1777 und besonders 30. Januar 1778. — Er hatte davon die Handschrift des Strassburger Johanniterhauses durch Elias Stoebers Vermittlung Ende 1756 eingesehen. Vergl. darüber meine »Schöpflinbriefe« im dritten Band der »Strassburger Studien«, Br. 22. Ein Brief Bodmers an J. G. Jacobi steht im deutschen Museum 1783, Bd. I, S. 359.

[2] An Schinz, 25. August 1777.

[3] Beide zuerst erwähnt an Schinz, 25. September 1777, das erste nachher gedruckt in den »Altenglischen und altschwäbischen Balladen.« Zürich 1781, S. 209 ff., das zweite in den Liter. Denkmalen S. 1.

[4] An Schinz, 14. November 1777. 12. und 30. Januar 1778. Gedruckt liter. Denkmale S. 81—86.

[5] An Schinz, 10. November 1777. Gedruckt im deutschen Museum 1780, Bd. I., S. 28 ff. und S. 340 ff.

[6] Deutsches Museum 1780, Bd. II., S. 124 ff. Der ursprüngliche Titel war »Persönliche Anecdoten u. s. w.;« sie waren eben umgearbeitet am 24. April 1779.

[7] An Schinz, 14. November 1777.

ersten Hälfte des Jahres 1779 die »Literarischen Denkmale« in den Druck giebt, hat er nur drei von diesen Aufsätzen aufgenommen [1], von denen, ich weiss nicht ob durch den Verleger, schliesslich noch einer fortgelassen wurde.

Es schmerzt den Alten, dass die übrigen nicht zur öffentlichen Kenntniss gelangen sollen. So kommt er, obgleich durch die Nichtbeachtung des »Briefes des Reisenden« noch ein wenig verstimmt, aber durch Antons und Eschenburgs freundliche Briefe ebenso wie durch ein im Museum [2] abgedrucktes Brieffragment von ihm an Gleim wieder muthiger gemacht, auf den Gedanken, sie an Boie zur Publication zu senden. Ende Juli, Anfang August 1779 wird der Entschluss gefasst, im September ausgeführt. Wieder alles von fremder Hand geschrieben und anonym sendet er zuerst, auf verschiedenem Wege, »Etwas zur Geschichte der Minnesinger« und »Von dem florentischen Codex der Gedichte von Twein und von Tristand«, bald darnach, mit einem Begleitschreiben versehen, die »persönlichen Anecdoten«[3]. Das Schreiben, davon ein Stück noch 1779 im December des Museums gedruckt wurde[4], beginnt mit froh begrüssenden Worten: »Ich habe Ahndungen, dass unsre Litteraten auf die Dichter der altschwäbischen Sprache wollen aufmerksam werden. Es befremdete mich lange, dass Chriemhilden Rache durch ihre Originalität keine Sensation erweckte. Ich darf hoffen, dass Simplizität mehr in Ansehen kommen werde, nachdem die Nazion den Homer empfangen hat. Man wird erkennen, in welchem gleichstimmigen Verhältnisse Eschilbachs Dichtung und Ausbildung mit des Mäoniden stehe; freilich bei auffallendem Nachtheil des Erstern«. Aber er warnt davor, jeden Codex, der einem in die Hände geräth, für wichtig zu halten. »Ich mögte die halbtodten, die vermodernden Bave (— Bodmer hat sicher Dunse geschrieben und Bave ist Boiesche Lesart —) nicht gern ins Leben zurückrufen: wir

---

[1] An Schinz, 24. April 1779; nämlich ausser den beiden in den Denkmalen erschienenen noch den über Wilhelm von Oranse.

[2] An Schinz, 25. September 1779. — Deutsches Museum 1779, Bd. II., S. 175.

[3] An Schinz, 31. Juli, 15., 16., 21. August, 5., 7., 11. September 1779.

[4] Bd. II. S. 575.

können uns mit den unsern behelfen[1]. Die guten Gedichte selbst, die man retten will, solten aus pergamentenen Handschriften genommen werden, wenigstens solten sie vor der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sein: denn in demselben Zeitraum hat man angefangen, die Diphthongen au, ei in die Schriften aufzunehmen, und dadurch ist viel Unächtes und Doppelsinniges in die Sprache gekommen. Es ist auch nicht nötig, die Uebersezung dem Texte beizufügen; die beste ist immer zu schwach, die Kürze und Naivheit der Originale auszudrücken«. U. s. w[2].

Vortrefflich ist die Antwort des Musters der Redacteure. Die Herkunft der Sendungen war ihm sofort aus dem Inhalt — und wem wäre sie es daraus nicht? — klar geworden. Zudem machten einige Randverbesserungen von Bodmers Hand jedem etwaigen Zweifel schnell ein Ende. Und so dankt er denn mit Boiescher Liebenswürdigkeit[3]. Er »ehrt und liebt seit manchen Jahren den von so vielen, die sich das Ansehen geben, als liebten sie auch die Musen, verkannten ersten Wiederhersteller des Geschmacks und der Litteratur in der Schweiz und in Deutschland«; er hat »mehr als einmal, kaum der Versuchung widerstanden«, Bodmern seine Verehrung schriftlich auszusprechen. Er »kennt den ganzen Werth des Geschenkes«, das ihm Bodmer so unerwartet und so gütig spendet, und spricht mit der Miene unendlicher Bescheidenheit von seinen eignen Bemühungen um die altdeutsche Literatur. Diese wird ihm von Tag zu Tag lieber, er hat sie seit einiger Zeit mit neuer Theilnahme zu studiren begonnen, auch er glaubt, dass das Studium der alten Sprache bald allgemeiner werden, und »man bei mehrerem Gefühl für ächte Simplicität bald anfangen werde, zu erkennen und zu fühlen, was wir an den Minnesingern haben und welchen Dank wir ihrem Herausgeber

---

[1] Dem Inhalt nach ist zu vergleichen ein Brief an Gleim vom 26. Januar 1780, bei Körte S. 451. Hier steht »Dunse.«

[2] Ich kann mir die Bemerkung nicht versagen, dass das Stück des Briefes, das Boie veröffentlicht hat, den Eindruck macht, auch im Innern durch Auslassungen gekürzt und zusammengeschoben zu sein. Dem Sinne nach stimmt nicht alles zu einander.

[3] Der Brief ist datirt vom 25. October 1779.

schuldig sind«. Und, was das wichtigste ist, er bittet um die Fortsetzung solcher Sendungen und verspricht den baldmöglichsten Abdruck des bereits Uebersandten. Ja, noch mehr. Bodmer hatte in seinem Briefe geklagt, dass viele Exemplare von den Minnesingern u. s. w. noch bei den Buchhändlern lägen: Boie erbietet sich sofort, einige davon in Commission zu nehmen, im Museum öffentlich auf sie aufmerksam zu machen und das Möglichste zu ihrer Vertreibung zu thun.

Wer Boie kennt, weiss, wie viel bei ihm von solchen Ausdrücken der Ergebenheit abgezogen werden muss, um seine wirkliche Meinung zu erhalten. Gleichwohl, diese redacteurmässige Schreibart ist vielleicht nirgends angebrachter gewesen als gerade hier. Wenn etwas die Scheidewand, die Bodmers Bahn von der der deutschen Jugend trennte, endgültig beseitigen konnte, so war es dieser freundliche, entgegenkommende, herzgewinnende Ton. Und er hat seine Wirkung nicht verfehlt [1]. Bodmer fühlt sich fortan wieder als Glied einer Entwicklung, aus seiner todtenstillen Einsamkeit herausgerissen, mitten im blühenden Leben stehend. Die herbe Manier seiner vertrauten Aeusserungen in Briefen wird freudiger und milder; die abfälligen Urtheile verschwinden, wenigstens für dieses Gebiet, nach und nach so ziemlich ganz. Dem neuen Deutschland kommt auch er als ein Neuer entgegen; sein Streben findet wieder unmittelbarste Anerkennung und weitreichenden Beifall; von dem »verehrungswürdigen Greis und Vater Bodmer« zu reden war in den altdeutschen Kreisen förmlich Modesache geworden. Als greiser Bannerträger einer das deutsche Herz im tiefsten Grunde ergreifenden Bewegung ist er wieder geschätzt, geliebt und — betrauert worden.

---

[1] An Schinz, 31. December 1779: »Von andrer Art (der Laublinger Lange hatte ihm nach grosser Zeit wieder geschrieben) war die Freude, die der Herausgeber des deutschen Musäum mir machte, Boie. Man hat in seinem Dec. und Jenner ein paar pieçes von der altschwäbischen Literatur erhalten, die ich ihm zugesandt habe (Irrthum; der Alte nimmt in seiner Herzenslust das Versprechen des baldmöglichsten Abdrucks allzu eilig). Er ist sehr erpicht darauf; ich habe ihn dafür warm gemacht. Er wollte gern von der Manessischen Sammlung, Chriemhilde, den Fabeln von den Verlegern in Commission nehmen und im Musäum bekannt machen. Wollten Sie dieses den Elsassern (Verlegern) . . . zu wissen thun?«

Betrauert — man wusste, was man an dem Alten verlor. Hatte er doch die reichen Kenntnisse, die ein aussergewöhnlich langes, für die altdeutsche Literatur seit Anfang der vierziger Jahre nie ganz uninteressirtes Leben ihm erworben, in der letzten Zeit freigebig genug gespendet. Wenn die andern froh waren, Ein Manuscript, ohne Auswahl welches, zur öffentlichen Kenntniss zu bringen, er redete stets von einer ganzen Anzahl und sonderte genau die werthvollen von den werthlosen. In uneigennütziger, oder vielleicht richtiger, in herrlich eigennütziger Weise hatte er an verschiedenen Stellen die Plätze, wo die werthvollen Handschriften zu finden waren, angegeben, hatte er einige Jüngere direct auf einzelne derselben hingewiesen [1]. Und vollends, wie seine Schätze in den Müllerschen Publicationen vor die Augen der Nation gebracht wurden, da ist manche Gleichgültigkeit in Begeisterung umgeschlagen. Hier, in der Müllerschen Sammlung, zeigte sich so ganz, wie es der unablässigen, in den letzten Jahren mit neuer Energie aufgenommenen altdeutschen Arbeit Bodmers gelungen war, wenn nicht gerade ihn zu dem Leiter der deutschen Bewegung zu machen, so doch für kurze Zeit wenigstens in den Mittelpunkt dieser Bewegung zu stellen.

Es gibt Leute, die, ohne eigentlich positive Leistungen auf einem Gebiet, durch die unerschöpfliche Fülle allgemeinster Anregung Bewundernswürdiges vollbringen. So ist Herder. Und es gibt andre, die in stetig sorgfältiger Arbeit eine Unsumme concreten Wissens zu Tage fördern, ohne Begeisterung und Nachfolge zu erwecken. Das ist, bis zu dieser Zeit, Bodmers Bild. Eine Wissenschaft, wenn sie sich bilden soll, verlangt beides, und nie ist wohl ohne die Vereinigung der beiden Richtungen eine Wissenschaft zu Stande gekommen. Leer ist die Schwärmerei, so lange ihr nicht Exactität in Ausführung des Einzelnen zur Seite tritt. Elend auf dem Boden kriecht mühselige Arbeit, bis Begeisterung ihr Adlersschwingen

[1] Für das erste kommen ausser Meisters nachher zu erwähnendem Buche vorwiegend in Betracht: Beyträge in das Archiv des deutschen Parnasses, Stück III. (1777) S. 145 und 146; liter Denkmale S. 15—17; deutsches Museum 1780, Bd. I., S. 32—34 Anmerkungen; für das zweite liefert die Beweise diese Abhandlung in ihrem Verlauf.

verleiht. Die deutsche Philologie als Wissenschaft ist begründet worden unter dem Nachhall der gewaltigsten nationalen Erregung, die unser Vaterland seit der Reformation erlebt hat.

Schon damals, Ende der siebziger und in den ersten achtziger Jahren des Jahrhunderts, sind eine Fülle des Wissens und mannigfach verbreitete Begeisterung vorhanden. Warum erfolgt nicht wenigstens ein Ansatz zur Wissenschaftsbildung? Die Gründe sind durchsichtig genug. Erstens: beides ist nicht in einer Person vereinigt. Die deutschen Jünglinge trotz ihrem regen Eifer haften trüben Sinnes am Einzelnen. Bodmer aber, so weit seine Umschau ist, ist durch eine (mehr oder minder weite) nationale Kluft von Deutschland getrennt. So warm er werden kann, wenn er von seinen geliebten Altschwaben redet, er scheidet doch zwischen schweizerischer und deutscher Vergangenheit. Sein mehr internationaler Standpunkt, der für seine literarische Einwirkung dem engen und einseitigen Gesichtskreis Gottscheds gegenüber so segensreich geworden war, ist hier hemmend gewesen. Und zweitens: es ist ein Greis, dessen Eine Liebhaberei — er hat, wie er einmal in einem Briefe sagt, noch viele andre[1] — in der geistigen Entwicklung einer nicht unmittelbar nahe stehenden Nation ihre Wünsche befriedigt findet. Träg ziehen in seiner Seele die Vorstellungsmassen gegen einander; träg springen aus dem ungeordneten Chaos wenige belebende Gesichtspunkte hervor; nur unvollkommen vollzieht sich der Anschluss des übrigen an diese Mittelpunkte der Betrachtung. Seine altdeutschen Auslassungen aus dieser letzten Zeit ergeben den mitunter langweilenden Eindruck von lauter Einzelheiten, die, durch ein höheres Band unverbunden, äusserlich neben einander gestellt sind. Indessen Anfänge organisirender Ideen sind bei ihm zu erblicken, z. B. wenn er beginnt, die mhd. Epen nach ihrem poetischen Werthe zu rangiren[2], oder — was einer seiner durchgeführtesten und lesenswürdigsten Aufsätze ist[3] — wenn er eine

[1] Vrgl. Litterarische Pamphlete S. 190 unten.

[2] Wovon nachher.

[3] Posthum, »die Hauptepochen der deutschen Sprache seit Karl dem Grossen« in dem von Füssli hrsg. »Schweitzerschen Museum,« Jahrgang 2, Stück 2 (1784) und Fortsetzungen.

Periodeneintheilung der hochdeutschen Sprache von Otfrid bis auf seine Zeit vornimmt. Aber Ein jugendlich deutscher Feuergeist mit den Kenntnissen Bodmers ausgestattet — wenn dieser Begriff für die damalige Zeit nicht einen Widerspruch in sich selber enthält — und die deutsche Philologie als Wissenschaft wäre vierzig Jahre früher, als sie es in Wirklichkeit ist, zu Stande gekommen.

Trotz alledem, so überraschend ist die Erscheinung einer in diesem Alter ebenso unerwarteten wie bis aufs äusserste thätigen Arbeit für das deutsche Alterthum, und so schön sind, von historischem Standpunkte aus gesagt, ihre Ergebnisse, dass sie die Mühe und Zeit einer umfänglicheren Betrachtung wohl aufwiegt. Noch niemand hat, was auch ohne die eingehendste Benutzung der ungedruckten Quellen unmöglich war, diese altdeutsche Periode Bodmers, man mag sie von 1776, dem ersten Beginn einer intensiveren Beschäftigung, oder von 1779, dem ersten Hervortreten von deren Resultaten, an datiren, ausführlicher darzustellen unternommen[1]. Auch wir reserviren diese Darstellung einem grösseren Zusammenhang, und heben an dieser Stelle nur, was die Nibelungen betrifft, heraus. Wenn manches in Bezug auf sie, was hier vorgebracht wird, noch unbekannt sein dürfte, so wird sich zeigen, dass manches bisher für richtig Gehaltene, so vereinzelt wie es sich gab, unvollständig, zusammenhangslos und darum schief aufgefasst worden ist. Ich hoffe, man werde den Eindruck erhalten, dass die ganze Sache einer Revision bedurfte.

[1] Auf Vögelins durch den Tod vereitelten Plan ist in des Verfassers »Entdecker etc.« S. 45 hingewiesen worden.





1. BODMER UND DIE NIBELUNGEN.

Es war im Hochsommer des Jahres 1755, als Bodmer zuerst eine Handschrift der Nibelungen (C) in Händen hatte. Aber das Zusammentreffen mannigfaltiger Umstände liessen ihn den Eingang zum Verständniss des auch im Tone ganz Fremden noch auf lange Zeit hin verfehlen.

Wenn man weiss, wie fast überschwänglich Bodmer gleich nach dem ersten Anblick die Minnesinger pries[1], so erscheint die Kälte, mit der er zuerst von den Nibelungen redet, jetzt beinahe unbegreiflich. »Eine Art von Ilias, und wenigstens etwas, so die Grundanlage einer Ilias in sich enthält,« so nennt er sie, gleichsam achselzuckend, in einem Brief an Zellweger

[1] Seine eignen Worte darüber, in den Freymüthigen Nachrichten vom 14. April 1745, sind: »Ich erkannte daraus (aus etwa hundert Probestrophen, die ihm aus Scherzens Papieren durch Schöpflins Vermittlung zugegangen waren), dass diese Poesien voller Gedanken und Bilder, voller zärtlichen Empfindungen wären, dass sie uns in die Gemüths- und Denkensarten, und die Lebensmaximen der mittlern Zeiten, in viele absonderliche Gebräuche und Sitten derselben eine sehr deutliche Einsicht gäben, die wir schwerlich aus andern Quellen haben können; dass dieselben Zeiten nichts weniger als barbarisch waren; dass die Sprache damals überaus reich, biegsam und kurz war u. s. w.« »Es ist ungläublich, wie viel sie an Zierlichkeit seit des Dichters Zeiten, der den Heil. Anno besungen, zugenommen hat.« »Das Naturell und der Schwung derselben hat sich in dem heutigen Deutsch noch nicht ganz verlohren; wir erkennen die Gesichtszüge der Mutter noch in dem Angesichte der Tochter u. s. w.« Es wird aufgefordert, den Pariser Codex zu drucken. Und eine Grammatik der alten Sprache solle von einem geschickten Manne gefertigt werden. »Ein Hauptstück wäre endlich, wenn dieser Gelehrte ein poetisches Urtheil hätte, dass er uns die Schönheiten in der Poesie, die von der Scharfsinnigkeit, von der Zärtlichkeit der Gedanken entstehen, vor Augen legen könnte.«



vom 24. August 1755. Vor zwanzig Jahren hätte er besseren Gebrauch davon machen können; die Spaziergänge mit älteren und jüngeren Freunden im Sihlhölzchen und unter den Linden an der Limmat nähmen seine Zeit in Anspruch[1]. In etwas, wenngleich für unser Gefühl nicht zureichend wärmerem Tone, wird der Vergleich mit Homer für einen besondern Punkt in der Vorrede zu Chriemhilden Rache wieder aufgenommen[2]. Schon eher lassen wir uns gefallen, wenn in den Freym. Nachrichten von 1756 die Nibelungen vor andern würdig heissen, dem drohenden Untergange entrissen zu werden. »Die hintere Hälfte ist so beschaffen, dass sie für sich allein ein ziemlich regelmässiges Werk ausmachet, selbst in Absicht auf den Plan und die Einrichtung[3].« Und nicht niedrig mochte, wenigstens in schweizerischem Sinne, geurtheilt sein, wenn die Nibelungen neben Barlaam und Josaphat mit den Fabeln des Boner für »eine gleich schätzbare Urkunde« gelten, »den Adel des Geistes zu beweisen, auf welchen dasselbige Weltalter eine so billige Ansprache hat[4].« Aber wie verletzt uns heute, wenn vom ersten Theile gesagt wird, »man sehe keinen Anschein, dass er jemals werde ganz gedruckt werden[5]!« Noch dazu mit der üblen Beifügung: »Es ist in der That für den Ruhm des schwäbischen Zeitpunktes am besten gesorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen liget, an den Tag hervorziehet, sondern in dem, was man uns gibt, eine reife und einsichtsvolle Wahl beobachtet. Das Ausnehmende in dieser alten Literatur ist eben nicht im Ueberflusse übrig.« Das wunderbare vierte Lied, dieser köstliche Nachklang der wahrlich nicht allzu zahlreich erhaltenen altgermanischen Poesie, werth im Staube verborgen zu bleiben!

Die Gründe für diese kühle Haltung gegenüber dem von Bodmer selber nachmals für das erste deutsche Epos proclamirten Gedicht sind von zweierlei Art. Aeusserliche und

[1] Mörikofer S. 214. Der Schluss aus dem Manuscript.

[2] S. VII. unten.

[3] S. 92b unten, 93a oben.

[4] Einleitung zu Chriemhilden Rache S. III, vornan.

[5] Ebenda, S. X.

innerliche möchte ich sie nennen. Die ersteren, deren Gewicht für einen Character wie Bodmers durchaus nicht zu unterschätzen ist, kennen wir bereits: Theilnahmelosigkeit des Publicums gegen die altdeutschen Bestrebungen u. s. w. Aber weitaus wichtiger ist die zweite Gattung. Die Theorie des Epos, die Gottsched mit unwesentlichen Veränderungen vornehmlich von den Franzosen herübergetragen hatte, die von den Schweizern revidirt und in Einzelheiten umgestaltet worden war, sie lässt sich auf die Nibelungen eben so wenig anwenden wie auf den Parcival, den Bodmer deshalb schon 1753 in einer kunstgerechten (hexametrischen) Umdichtung[1] den Deutschen interessant und verdaulich zu machen gesucht hatte. Den Nachweis dieser poetischen Unzulänglichkeit, dieses Zurückbleibens hinter den Forderungen der herrschenden Aesthetik führen ausser der Einleitung zu Chriemhilden Rache hauptsächlich die Nibelungenaufsätze in den Freymüthigen Nachrichten der Jahre 1756 und 57, bei denen wir Bodmers und Breitingers Antheil scharf zu sondern haben[2]. Es erscheint für die Auffassung, welche die Nibelungen von 1757 bis 1782/83, von ihrem ersten bis zu ihrem zweiten Erscheinen und bis zur Johannes von Müllerschen Recension fanden, nichts weniger als gleichgültig, diese von Bodmer zuerst vorgebrachten, nachher von anderen mit oder ohne Urtheil wiederholten[3] Ausstellungen näher ins Auge zu fassen.

---

[1] Der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart u. s. w. Zürich 1753.

[2] Ich muss die im »Entdecker der Nibelungen« S. 1. Anm. 2. ausgesprochene Vermuthung theilweise zurücknehmen. Ich habe mir nochmals, da es an positiven Angaben fehlt, die betr. Aufsätze vorgenommen und ihren Inhalt in wiederholter Betrachtung an meinem Geist vorbeiziehen lassen. Dadurch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, die mit Zarnckes Ansicht übereinstimmt, dass die Artikel »von dem alten Heldengedichte von der Rache« 1757 von Breitinger herrühren. Ob die »von der Sprache« und der »von den Fehlern u. s. w.« Bodmers oder Breitingers sind, wage ich nicht zu entscheiden; doch bin ich noch immer sehr geneigt, sie Bodmer zuzuschreiben. Endlich der Aufsatz von 1756 ist sicherlich von Bodmer.

[3] Der Verfasser der Ephemeriden der Menschheit, Iselin, schreibt an Bodmer aus Basel den 20. Mai 1757: »Von denen beiden (übersandten)

Gewiss ist die Forderung der Einen Handlung, wie sie Gottsched mit voller Schärfe aufstellte, für seine Zeit eben so nothwendig wie heilsam gewesen. Aber indem sie zu streng und scharf gefasst wurde, hat sie zu mancherlei Missgriffen und Einseitigkeiten Anlass gegeben. Sie hat auch zur Unterschätzung der Nibelungen geführt. Als Bodmer 1757 den Text des Gedichts von der Ankunft der Burgunden in Bechlarn bis zum Schluss der Oeffentlichkeit darbot, sprach er den merkwürdigen Satz aus, dass von der Einheit der Handlung und einem poetischen Ganzen Eschenbach und die zeitgenössischen Ependichter keinen Begriff gehabt[1]. »Sie glaubten vielmehr,« heisst es in diesem Zusammenhange unmittelbar weiter, »sie müssten das Leben ihrer Helden von ihrer Geburt an bis zum Tode entfalten; und sie sind sehr sorgfältig, sich zu entschuldigen, wenn sie uns einige Nachrichten davon mangeln lassen.« Von diesem Standpunkte aus ist alles vor dem Besuch in Bechlarn Geschehene einfach fortgelassen. Wenn trotzdem die Nibelungen, oder vielmehr nur der letzte Theil, »Kriemhilden Rache«, ein poetisch werthvolles Werk sind, so »war es nicht die Kunst des Poeten, oder seine Erkenntniss der Regeln von der Einheit und dem Ganzen, oder

---

Gedichten habe ich erst Chriemhilden Rache gelesen. Diese Lectüre hat mich nicht wenig vergnüget. Das Abentheuerliche ist aber in der Taht darinne allzusehr verschwendet. Die Heldentahten des Hagen übersteigen unendlich alle Wahrscheinlichkeit — und fallen in das Kindische — die Schlachten und Kämpfe, die uns Homer und Virgil beschreiben, haben in diesem Stükke immer einen unendlichen Vortheil. Dieses donquixotische Wesen war aber der Geist diser Zeiten und vielleicht das einige Barbarische derselben — Tugend, Zucht (ich bediene mich gern dises bedeutenden Wortes desselben Alters, das aber nun beinahe veraltet), Mässigkeit, Treue, Redlichkeit, Grosmuht zeigten sich darinne mehr als in unsern sogenannten aufgeklärten Tagen. Ich muss indesen gestehn, dass die Fabeln (des Boner) mich mehr eingenommen als dise Epopeen.« In Sulzers Theorie der Schönen Künste, worin was altschwäbische Dinge betrifft zum grössten Theil auf directer, zeitlich naher Mittheilung Bodmers beruht (ungedr. Briefnachricht; vrgl. Theorie Bd. II. [1774] S. 929 sub voce Provenzalische Dichter), wird ähnliches von den mhd. Epen im allgemeinen gesagt (Bd. I. [1771] S. 257 oben). Auf der vorhergehenden Seite ist aber nur Chriemhilden Rache citirt. Das beides mag hier genügen.

[1] Einleitung zu »Chriemhilden Rache« S. V.

Empfindung der grossen Würkungen, die daher entstehen; es war nur Instinkt oder Genie, die ihn mächtig leiteten, dass wir in der Rache der Chriemhilde eine volle, ausgebreitete, und doch nur eine Handlung bekommen haben.« Und, wie in den Freymüthigen Nachrichten, gleichviel von wem, im Hinblick auf das Ganze erklärt wird, »diesen Vortheil hat das Gedicht nicht seinem Verfasser, dem Meister Cuonrat, sondern dem Herausgeber zu danken[1].«

Alles war aber mit der Wegschneidung des ersten Theils durchaus nicht gethan. Die Freymüthigen Nachrichten von 1756 müssen, wenn auch mit kurzen Worten, die Rachegesinnung Kriemhildens motiviren[2], die Einleitung zu »Chriemhilden Rache« bietet eine umfänglichere Inhaltsangabe des Fortgelassenen[3]. Ja, eben hier findet sich schon die bemerkenswerthe Aeusserung, dass man, ohne die Einheit der Handlung zu verletzen, vieles aus dem ersten Theile dadurch hätte retten können, dass man es Kriemhilden an eine Vertraute am Hunnischen Hofe erzählen liesse[4]. Also »Chriemhilden Rache«, so wie er sie gab, genügte Bodmern nicht völlig. Einiges aus dem ersten Theile ist denn auch anhangsweise dem zweiten angefügt; man kann sehen, dass es nach dem Gesichtspunkte ausgewählt worden ist, Chriemhildens furchtbare That begreiflich zu machen, nur dass Sigfrids Ermordung fehlt[5].

---

[1] 1757, S. 192a.

[2] S. 93a: »Kriemhilden war von ihren Brüdern Hildebrand ihr Gemahl [sic] durch Verrätherey ermordet worden. Sie heurathete hernach Etzel, den mächtigen König der Hunnen. Alle ihre Gedanken waren darauf gestellt, wie sie eine grimmige Rache an den Mördern ihres ersten Gemahles nehmen könnte; wiewohl sie sich es äusserlich nicht merken liess, biss sie es dazu bracht, dass ihre Brüder auf eine freundschaftliche Einladung des König Etzels an seinen Hof kamen.«

[3] S. VI.

[4] S. V unten, VI oben.

[5] S. 241—250. Es sind 1) Sigfrids Kampf mit Alberich und Bad im Drachenblut, bei Zarncke, Nibelungenlied. 5. Aufl. 1875 (ich citire immer nach Zarncke) 14, 3—16, 3; wobei fehlt 15, 5 und 16, 2, Z. 3 4. 2) »Wie Sifrit zuerst Chriemhilden sah«; 43, 1—45, 2 (fehlt 44, 4, Z. 4). 3) »Wie Sifrit Brunhilden baendigte«; 102, 4, Z. 1—3; 102, 7—103, 7; also in sehr zahmer Auswahl. 4) »Zank der beiden Frauen«; 127,5—128,

Die zweite der Hauptausstellungen bezieht sich merkwürdiger Weise auf das Wunderbare in den Nibelungen. Eben den Schweizern, die in ihrer Theorie der Dichtkunst dem Wunderbaren auf Kosten des Wahrscheinlichen ein so weites Feld einräumten, die in einer Art des Wunderbaren, dem Neuen, die Quelle aller Poesie sahen, leisten die mittelhochdeutschen Epiker in dieser Hinsicht des Guten zu viel.

Auch dieser Vorwurf, wenn es erlaubt ist, hier nur die nächsten Beziehungen ins Auge zu fassen, führt auf Gottsched zurück. Seine feindselige, protestantische Stimmung gegen das »finstere« Mittelalter, seine nüchtern bürgerliche wohl in Opposition gegen die höheren Stände gehaltene Erziehung, sein philosophisch geschulter, »vernünftiger«, dem Abenteuerlichen so abholder Geist, die Ansetzung Opitzens als des wie der Zeit so dem Werthe nach ersten deutschen Dichters, die durchgängige Gleichstellung der Minne- und der Meistersänger liessen bei ihm ein unbefangenes Urtheil nicht aufkommen. Ohne Kenntniss der mittelhochdeutschen Epen — ich rede von der Zeit, aus der die nachfolgende Kritik stammt — verurtheilte er die Heldengedichte des Mittelalters, die Ritterbücher, wie er sie mit einem Schimpfnamen nannte, in Bausch und Bogen. »Alle junge Prinzen, Grafen und Edle setzten sich auf,« so sagt das 9. Capitel des zweiten Theils seiner Dichtkunst[1], »und zogen auf Abentheuer aus, schwärmeten etliche Jahre in der Welt herum, und wenn sie eine Weile ihre Lust gebüsset hatten, kamen sie nach Hause, und logen grosse Plätze von ihren Thaten her. . . . Die Unverständigen hörten diesen so wohl versuchten Rittersleuten, als neuen Evangelisten zu; und die eine Gabe zum Schreiben hatten, kamen auf die Gedanken, ganze Bücher von solchen wunderlichen Abentheuern zu verfertigen. Da ging es nun an ein Schwärmen. Räuber und Mörder, irrende Ritter, ungeheure Riesen, verkleidete Prinzessinnen, Wüsteneyen, Wälder, Höhen, Berge, Mord und Todtschlag,

1, Z. 3. 128, 5—129, 3. 5) »Wie Chriemhilde Hagenen entdekete, an welchem Orte Sivrit zu verwunden sey«; 136, 6—137, 1. 6) »Wie Giselher den Anschlag Sivrit zu toeden widerrieth«; 131, 4 und 5.

[1] 3. Aufl. 1742, S. 680. — Von altdeutschen Epen ist nur der »gehörnte Ritter Siegfried« S. 681 genannt.



Drachen, Teufel, Erscheinungen, Hexenmeister und Zauberschlösser, das alles, sage ich, kostete ihnen nichts; daher verschwendeten die Herren Poeten diese Zierrathe in ihren Gedichten ohne Maass und Ziel; und wer seine Fabeln am besten damit ausstaffiren konnte, das war der beste Dichter.« Das ist kein Urtheil mehr, wird heute Jeder sagen, das ist grund- und gehaltloser Spott. Es ist der Spott eines Mannes, dessen Stimme weit erschallte, auf dessen Wort manch Schüler schwor. Als, mit im Gegensatz zu Gottsched, einst die Schweizer sich dem deutschen Alterthume näherten, da war das erste, dass sie derartige Ansichten zurückwiesen. Schlag für Schlag trifft diese Gottschedischen Aufstellungen der 1743 erschienene Aufsatz »von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause[1]«, das Programm der altdeutschen Thätigkeit der Schweizer.

Aber überlieferte Vorurtheile haben in Zeiten, wo philologische Hingabe und eindringende Versenkung in den Geist einer Periode noch nicht voll gereift sind, selbst bei aufgeklärten Geistern eine unheimliche Nachwirkung. Es sind Lächerlichkeiten, die den Nibelungen von den Schweizern wegen des Wundersamen vorgeworfen werden, und doch dieser Vorwurf[2]! Allerdings richtet er sich mehr gegen den fortge-

[1] In der »Sammlung critischer, poetischer und andrer geistvollen Schriften.« Zürich 1741—44, Stück 7, S. 25 ff.

[2] »Chriemhilden Rache« S. VII. ist nur die übermässige Anzahl der Kämpfer ausgenannt. — Freymüthige Nachrichten 1757, S. 191a heisst es: »Unser Poet leget sechszig Rechen und tausend Ritter in ein Zimmer, zu welchen dann noch eine grosse Zahl von den Hunen und den Amalungen kommen, die Mahlzeit mit ihnen zu halten. Noch waren in demselben Zimmer ihre Bette aufgeschlagen. Es muss ungeheuer gross gewesen seyn; so dass es auch hernach als Kampfstätte gedienet hat.« Unklar sei, in welcher Verbindung dieser Saal mit dem Königspalast gestanden; »es geschehen einigemal Reden in dem Saale, welche man in dem Palaste vernimmt; und dieses ist desto unglaublicher, weil eine solche Anzahl Geharnischter nothwendig einen grossen Rumor machen musste.« — S. 191b: Dass Hildebrand Kriemhilden tödtet, sei eine rasche, hitzige, nicht wohl zu vergebende That. Zumal in seinem Alter und als Dietrichs beständiger Gefährte. »Aber warum gibt der gesetzte Dietrich ihm deswegen nicht den geringsten Verweis? Warum beschwert sich Etzel selbst nicht über ihn?« — Auch dass Dietrich zuletzt mit noch frischen Kräften

bliebenen als den veröffentlichten Theil[1]; und auch für diesen findet sich — ein schönes Zeichen wenigstens für den Anfang eines philologischen Sinnes — die Entschuldigung, dass, »das Abenteuerliche und Unglaubliche des Werkes für die Zeiten, in welchen das Gedicht geschrieben worden, in geringerm Grade so scheinen musste.« Ja[2], es wird sogar ausgesprochen — und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass dies öffentlicher und ausführlicher geschehen wäre — dass die Nibelungen geeignet seien, »die schlimme Meinung auszulöschen, welche die unglaublichen und abentheurlichen Erdichtungen verursachet haben, so in dem Heldenbuche von Wolf Dietrichen erzählet sind. Wie in demselben der kindischen Neigung zu dem Uebersteigenden und Wunderbaren geschmeichelt worden, so haben wir in gegenwärtigen Werke, was der Liebe zu ritterlichen Tugenden und handfesten Thaten ein völliges Genügen thut[3].«

Wir haben die Ausstellungen, weil sie am meisten ausgeführt sind und, als zwei Hauptpunkte der damaligen Aesthetik betreffend, sehr schwer wiegen, vorweg genommen; möge noch bemerkt sein, dass den Vorwurf der mangelnden Einheit Bodmer bis an seinen Tod aufrecht erhalten hat, während der des allzusehr hervortretenden Wunderbaren bald verschwindet. Was aber zieht ihn trotzdem zu den Nibelungen? Die Vorzüge des Gedichtes, auch nicht geringe Forderungen der schweizerischen Kunstlehre erfüllend, sind, für seine Absichten unzweckmässig genug, von Bodmer eigentlich nur kurz angedeutet.

---

die zu Tode ermatteten beiden Burgunden besteht, erscheine als Mangel an Grossmuth. — In der spätern Uebersetzung ist durchweg die Zahl des Gefolges und der Kämpfenden verringert. Calliope. II. S. 310. 314. 316. 322. 326. 336. ff.

[1] Freymüthige Nachrichten 1756, S. 94a.

[2] Freymüthige Nachrichten 1756, S. 94a: »Leute, welche die Erdichtungen des von Ofterdingen mit Geschmack lasen, fanden hier nichts anstössiges. Alles ist in ihren Ideen, und nach ihren eigensten Sitten geschrieben, wiewol die Personen und die Geschichten erdichtet sind.« Vergl. die fast übereinstimmenden Worte »Chriemhilden Rache« S. VII. Z. 22 ff. Hier ist allerdings das Letzte fortgeblieben, da S. VIII schon eine Fassung der nordischen Sage mit der Waberlohe als bekannt erscheint.

[3] Ebendort, kurz vorher. Wieder übereinstimmend mit »Chriemhilden Rache« S. VII. Z. 19 ff.

Wir erkennen, welch hohes Lob von den »Sittenmahlern« den Nibelungen zuertheilt wird, wenn es von ihnen heisst: »Alles ist in den Ideen der ritterlichen Zeiten des Poeten, und nach den eigensten Sitten seiner Zeitverwandten geschrieben.« Oder wenn der Ausführung des Ganzen »eine anziehende Einfalt und eine grosse Klarheit« nachgerühmt wird, »Sachen, die bei allen Völkern und in allen Zeiten viel gegolten haben«[1]. Ebenso wenn, wieder im vergleichenden Hinblick auf die Ilias, die Kunst der individualisirenden Charakteristik in den Nibelungen erhoben wird: »wir haben da Helden von verschiedenem Charakter, von verschiedener Art der Dapferkeit, und jegliche wird durch anständige Reden und Handlungen sehr geschickt ausgebildet. Man könnte eine genaue Verwandtschaft zwischen der Denkart und der Sinnes-Art einiger von diesen Personen und der Denk-Art und der Sinnes-Art der vornehmsten homerischen Personen entdecken. Auch die Arten von Gefecht sind nicht weniger mannigfaltig als die bey dem grossen Griechen. Der Erfindungs-Geist, der dem Poeten in den Hauptttheilen beygestanden, hat ihn auch in den geringsten Stücken der Rede nicht verlassen. Schmuck, Witz, Wendungen sind das wenigste, warum der Poet sich bekümmert hat. Man muss bey ihm nicht mehr suchen, als die einfältigste Natur durch starke und bequeme (geeignete, passende) Bilder ausgedrücket[2].« Die letzten Gedanken laufen ganz in der Bahn Herders, der in der alten Poesie Volkspoesie suchte[3]. Schliesslich die feinsinnige Bemerkung, die wegen der Bedeutung, die sie nachher, von andern gemacht, erlangt hat, schon hier hervorgehoben zu werden verdient: »Der Poet hat auch dieses mit dem Griechen mehr als so mancher anderer Poet gemein, dass er uns selten

---

[1] Uebereinstimmend »Chriemhilden Rache« S. VII. und Freymüthige Nachrichten 1756, S. 94a.

[2] Freymüthige Nachrichten 1756, S. 93a = Chriemhilden Rache S. VII. unten.

[3] Wie merkwürdig haben diese Gedanken nachgewirkt! Selbst Schiller, von einem völlig veränderten Naturbegriff aus, rechnet die Minnesinger — und darunter verstand man unsere mittelalterliche Epik wie Lyrik — zu den naiven Dichtern. Hempel XV. 532 Anm. Wo dann freilich das Unhaltbare aller dieser Aufstellungen am deutlichsten zu Tage tritt.

an den Poeten gedenken lässt; er nimmt uns allein mit seiner Handlung ein, und machet uns aus Lesern zu Hörern[1].«

Das ist alles, was mit kärglichen Worten Bodmer an dem Gedicht zu loben weiss. Dem gegenüber ist die Frage wohl berechtigt, wie tief er damals überhaupt in das Verständniss der Nibelungen eingedrungen ist. Auch sonst ist zu beobachten, wie ihm eine (wenigstens schriftlich) reproducirende Fähigkeit ziemlich ganz fehlt. Wenn wir uns da das Glossarium zu »Chriemhilden Rache« vor Augen halten, so zeigt sich, dass neben vielem für die damalige Zeit vortrefflich Erkanntem auch Mannigfaltiges verkannt ist. Aber etwas, das die Gesammtauffassung störte, ist kaum verkannt. Man müsste denn, was indess kaum angeht, hieher rechnen, dass Bodmer die um das Leben des Gatten besorgte Kriemhild zu Hagen sagen lässt, als Sigfrid sich im Drachenblut badete: Do gehafte im zwischen hercen ein linden blat vil breit, und übersetzt: blieb ihm auf dem Herzen liegen[2]. Das andere sind entweder Kleinigkeiten, die, mitunter selbst richtig gemeint, nur im Ausdruck verfehlt sind. Z. B. wenn unangenehme Klänge des vorigen Jahrhunderts sich einmischen, wenn den zieren heleden mit »den galanten Herren« (Glossar 52 zu 244), die tumben mit »die Gecken« und einmal meide mit dem specifisch schweizerischen »Töchter« wiedergegeben wird (3 zu 9), oder wenn Etzel und Kriemhilt am Abend des ersten Kampftages bei der Unterhandlung umbe die suone auf Giselhers Selbstvertheidigung (Waz wîzet ir mir, degene? waz hân ich iu getân? Wande ich vil minneclîche in ditze lant geriten hân) die etwas matte Antwort geben: Si sprâchen (,dîner güete ist al diu burc vol Mit jâmer zuo dem lande') »die ganze Stadt sammt dem Lande ist wegen deiner Güte mit Wehmuth erfüllt,« (21 zu 87), wo die bittere Ironie vielleicht nicht verstanden ist[3]. Oder

---

[1] Chriemhilden Rache S. VII, letzte Zeile ff.

[2] Chriemhilden Rache, Glossar S. 53 zu S. 250. – Auch später ist ihm die verwundbare Stelle nicht klar geworden. In den »Altengl. und altschwäb. Balladen« S. 153, Str. 1 schiesst Hagen Sigfrid »durch das Kreuz.«

[3] Wehmuth spielt auch sonst eine grosse Rolle. Rüdegern, nachdem er versprochen hat die Burgunden zu bekämpfen, sah man von dem künege in starken riuwen, »mit vieler Wehmuth« gehn (25 zu 101).

es sind Gedankenlosigkeiten. So wenn zwar durch mîne liebe gerade nicht schön, aber im Wesentlichen richtig durch »so theuer euch meine Liebe ist« (10 zu 39) und durch helfe zuo ziu gân vollkommen adäquat durch »zu euch gehen, euch zu helfen« (16 zu 65) übersetzt wird, hingegen durch suone (Wâ gesâht ir ie durch suone sô manegen recken gân) «mit ausgesöhntem Herzen« heissen soll (26 zu 102). So wenn Dem fult ich rôtes goldes den Ezelen rant der Sache entsprechend verstanden (18 zu 74), aber fünf Strophen vorher Unt bietet ir den recken daz golt über rant ganz falsch aufgefasst wird: »das Gold an dem Schild, d. i. den vergüldeten Schild.« (17 zu 73).

Manches hat Verlesung und Missdeutung des handschriftlichen Textes gethan. Die (aus Scheffels Eckehart allgemeiner bekannten) Worte Volkers zu Rüdeger: Ob ich ein fürste wære . . . Unt solde ich tragen krône, ze wîbe wolde ich hân Die iwern schoenen tohter, des wünnet' mir der muot sind abscheulich verunstaltet, indem das ẅnnet des Codex als weinet gefasst ist, welchen Unsinn auch von der Hagen noch hat (7)[1]. gewerlichen, streitbar wird verschiedne Male als gewærlichen »behutsam« angesetzt (7 zu 27). Wie Kriemhilde aus ihrem palas herunterkommt, um die sie begleitenden Hunnen auf Volker und Hagen, die davor auf einer Bank sitzen, zu hetzen, wie aber aus Furcht vor den beiden keiner ihres Gefolges den Streit zu beginnen wagt, Dâ mite was gescheiden, daz dâ niemen streit: Dô wart der küneginne vil herzenlîche leit. Die helede kêrten dannen: jâ vorhten si den tôt Von dem videlære des gie in wærlîche nôt, ist statt dem »in« der letzten Halbzeile ir gelesen und wird erklärt: »ihr ward desswegen recht bange« (8 zu 30). O wê der nahtselde! ruft am ersten

---

Bei Rüdegers Tod bezeigen alle die manigen ungebaere . . von ir herzen swaere »vor Wehmuth« (28 zu 114). Auch 31 zu 128. — Die Uebersetzung gibt keine Auskunft über das Verständniss; »Calliope« Bd. II. S. 348: »Burg und Land, erwiderten sie, erzählet mit Wehmuth Deine Güte, wir möchten dir gönnen, du wärst mit den deinen Niemals über den Rhein gekommen, das Land zu verwaisen.«

[1] In der Uebersetzung (Calliope Bd. II. S. 313): »Wär ich ein Prinz vom Blut, so solltet ihr sie mir vermählen; Dass ichs nicht bin, betrübt mir das Herz. — Zarncke S. 398 zu 256, 2. Z. 3.

Abend, wo die Burgunden am hunnischen Hofe sich zur Ruhe begeben, voll banger Besorgniss Giselher aus, und Bodmer übersetzt, an sælde denkend: »weh dem Schicksal dieser Nacht« (9 zu 36). Während sonst Flüchtigkeiten, wie »das« statt »des« und umgekehrt, »swas« statt »swes«, »er war« statt »er was«, ganz abgesehen von den Ungleichheiten der Schreibart, wenn nicht allzuhäufig sind, so doch vorkommen, ist Bodmer einmal wo er sich verschrieben hat, allzu gewissenhaft gewesen: wie Bloedel, von Kriemhilde angereizt, mit Bewaffneten die Herberge der Knappen aufsucht und Dankwart ihn freundlich empfängt, ‚Jane darftu mich niht grüezen,' sprach dô Bloedelîn, ‚Wan ditze komen daz mîne daz sol dîn ende sîn . .;' Bodmer hat für mîne meine und bringt dann den Sinn heraus: »sondern diese Ankunft, und so meine ich es, soll dein Ende sein« (13 zu 55)[1].

Die schlimmsten der Fehler mögen wohl folgende sein: eigen diu »die eigene, die Unterthanin« (52 zu 148), also diu wie eine Art nachgesetzten Artikels gefasst; den gedingen haben »in Gedanken haben« (6 zu 24); Des ir dâ habet willen, ich waen ez iemen tuo, »wie es mir vorkömmt, dass jemand den Willen habe« (9 zu 35), was ich einfach nicht verstehe; reiten [= redeten] als Infinitiv genommen »Unterhandlungen pflegen« (16 zu 68); strouf »Strafe« (17 zu 70); Dô sluoc der videlære, daz über schildes rant Dræte daz gespenge von Volkêres hant »dass der eiserne Handschuh von Volkers Hand über Irings Schild wegglitschete« (18 zu 77); Dô werten sich die geste . . . Den Ezelen degenen »die Fremden bewährten sich Etzels Kriegern« (20 zu 85); Wie rehte unfriuntlîche ir daz schînen lât »wie unfreundlich erkennet ihr das« (26 zu 105); daz des swertes ecke unz an die spangen wuot [= vordrang, von waten] »wüthete« (30 zu 121); einen des lîbes vol (sic) behern »sich Meister von seinem Leib und Leben machen« (32 zu 138).

Aber, wie gesagt, im Ganzen ist hier das Resultat ein durchaus befriedigendes, wie es am Ende von einem, der die

---

[1] Nachher wohl als Fehler erkannt; »Calliope« Bd. II. S. 334: »Grüsse mich nicht, mein Kommen bedeutet, Dass es dein Ende seyn soll.«

Minnesingerarbeit zu grossem Theil hinter sich hatte, nicht anders als zu erwarten war. Selbst nicht geringe Schwierigkeiten sind siegreich überwunden. Um nur eines herauszugreifen: Dietrich vernimmt, dass von seinen Mannen allein Hildebrand noch übrig ist, er kann nicht begreifen, dass den kampfermüdeten Leuten die ganze frische Mannschaft erlegen sei, da jagt ihm der fatalistische Gedanke durch den Kopf: Wan durch mîn ungelücke in wære vremde noch der tôt. Bodmer übersetzt, allerdings mit einem geringen Anklang an die Redeweise seiner Zeit: »wäre ich nicht zum Unglück gebohren, so wäre der Tod ihnen noch unbekannt« (31 zu 129).

Tiefer als damals Bodmer ist Breitinger in das Verständniss der Nibelungen eingedrungen, und es ist auch in dieser Hinsicht zu bedauern, dass er die Zeit, da Bodmer sich mit erneutem Eifer dem Studium der altschwäbischen Epen zuwandte, nicht mehr erlebt hat. Was Bodmer verabsäumt hatte, die Schönheiten des Gedichtes in ausführlicherer Darstellung herauszuheben, das leistete er und leistete es mit seiner feinen Auffassungs- und klaren Reproductionsgabe vorzüglich. Aber warum mussten seine Aufsätze nicht in »Chriemhilden Rache«, sondern in den »Freymüthigen Nachrichten« erscheinen!

Er nimmt von vorn herein keine Rücksicht auf das ganze Werk, sondern geht sofort von dem aus, was Bodmer als das eigentliche Epos bezeichnet hatte. Nach einer weitläuftigen Zurückweisung der Batteuxschen Ansicht, die das Charakteristische des Epos in dem sogenannten mythologischen Wunderbaren, dem Eingreifen höherer Mächte in die menschlichen Handlungen, sah[1], nimmt er für die »Rache« sehr energisch den Namen des Epos in Anspruch. »Wir haben in der Rache keine Verrichtungen der Gottheit. Es ist die Rache einer sterblichen Frau, welche sie durch sehr menschliche Mittel verübet[2].« Und: »Wir können der Rache die Ehre einer Epopöe nicht nehmen, wenn sie gleich des mythologischen Wunderbaren beraubt ist. Genug ist, dass es ihr weder an der Ausbreitung der Charakter und der wahren Würkungen der Affekte, noch

[1] Freymüthige Nachrichten 1757, S. 74—76.

[2] S. 75a.

an dem fehlet, was man die Fabel, die Handlung, oder auch den Knoten, nennet, das ist die Anordnung, die Verknüpfung solcher Gelegenheiten und Umstände, die bequem sind, die Charakter und Neigungen in dem vollesten und verschiedensten Lichte zu zeigen.«

»Unser Poet hat dergleichen Gelegenheiten sinnreich erfunden, und geschickt und ohne Verwirrung zusammen geordnet. Batteux sagt, die Handlung der Ilias sey der zu sehr gerochene Achilles; die Handlung der Rache ist der zu sehr gerochene Sivrit. Achilles wird vom Jupiter gerochen, Sivrit von Chriemhilde. Aus diesem Umstande wird ein Gedicht von ziemlicher Länge ohne die Einschiebsel von Episoden hergeleitet. Der Dichter hat Mittel erfunden, Chriemhilden die Rache vollbringen zu lassen durch Leute, die dazu keinen Willen hatten. Ezel weiss nicht, dass er seine Schwäger zu sich geladen hat, die Rache der Königin zu befördern. Rüdeger ist so entfernt, der Burgonden Feind zu seyn, dass er einem von ihnen seine Tochter vermählet. Dietrich wollte die Brüder gern mit der Schwester versöhnt haben, und, die Königin zu retten, verheisst er ausdrücklich, dass er sich nicht in den Streit mischen wollte. Der Charakter von Rüdegern und Dietrich ist moralisch gut, und desto schwerer war es, Mittel und Wege zu erfinden, sie ohne Verletzung desselben in den Harnisch zu bringen[1].«

Und nun folgt, freilich oft mit den Zügen der Nibelungen selber, eine Charakternachzeichnung, die für jene Zeiten Unglaubliches leistet und beinahe auf eine Congenialität mit dem Dargestellten hinweist. Die schreckliche That Kriemhildens wird durch ihre grosse Liebe zu Sigfrid und die ursprüngliche Absicht, nur Hagen zu tödten, entschuldigt[2]. Dietrichs Muth und Tapferkeit, mehr durch die allgemeine Achtung als durch eignes Hervortreten geschildert, die Mässigung und Ruhe, die ihn selbst in den kritischsten Momenten, ausser ganz am Ende, nicht verlässt, seine Ehrlichkeit und Offenherzigkeit werden in gleicher Weise hervorgehoben[3]. Und ebenso Hagens fürchter-

---

[1] S. 83b.

[2] S. 84a. s. Anhang 2.

[3] S. 84a und b. s. Anhang 2.

liche, trotzige, verletzende, spottende, kraftstolze, todeskecke Art, wie der religiöse Zug seines Wesens. Wie schön hat Breitinger die feinsinnige Schilderung des Gedichtes von seiner »Grimme«, die in dem Zurückbeben von Rüdegers Tochter, wie sie Hagen küssen soll, liegt, nachempfunden! Aber Hagens Treue gegen seine Herren ist nicht erkannt[1]. Für Rüdegers milden, menschlichen, leutseligen Charakter weiss Breitinger in der Ilias nichts Entsprechendes; innig rührt ihn der sittliche Conflict Rüdegers, der ihn zwischen der Mannentreue gegen den Hunnenkönig und der Freund- und Schwägerschaft mit den Burgunden qualvoll hin- und hertreibt, und noch mehr, da der Kampf beginnen soll, die Gabe des Schildes an Hagen und die sie begleitenden Worte[2]. Der fiedelnde Spielmann Volker wird als tapfer, übermüthig, »ein angenehmer Hofmann, ein Aufwärter bey dem Frauenzimmer, aufgewecket, freudig«, dargestellt, seine schöne Galanterie noch im Kampfe wird nicht vergessen[3]. Gunther und Gernot kommen kürzer fort, sie werden als »starke dauerhafte Helden, von einem feuervollen Charakter«, wegen ihrer Standhaftigkeit in der äussersten Noth, wegen der Treue, mit der sie zu Hagen halten, hochgerühmt[4]. Die letzten Worte der Charakteristik gelten Giselher, dessen Schicksal unser Mitleiden zu unserer Bewunderung erhalte, da er an Sigfrids Mord unschuldig gewesen[5]. Diese Schilderung an allgemein zugänglicher Stelle dem deutschen Publicum geboten — welche ganz andre Bewegung hätten die Nibelungen in Deutschland hervorgerufen!

Auch einiges wahrscheinlich von Bodmer Gesagte ist vortrefflich. Mit Nachdruck weist er darauf hin, dass die alte Sprache völlig als todte aufgefasst und in gar keine Vergleichung mit der neuen gebracht werden dürfe[6]. Und wo er von den Fehlern des Gedichtes spricht, unter denen er dem ganzen Werke gegenüber den der verletzten Einheit der Hand-

---

[1] S. 84 b. 85 a und b. 84 a. s. Anhang 2.

[2] S. 94 a und b. s. Anhang 2.

[3] S. 94 b. 95 a und b. s. Anhang 2.

[4] S. 95 b. 96 a. s. Anhang 2.

[5] S. 96 a. s. Anhang 2.

[6] Freymüthige Nachrichten 1757, S. 159 a.

lung hier als einzig schwerwiegenden bezeichnet, da gesteht er offen: »Ich will mich gern der Beschämung und dem Gelächter unterwerfen, wenn des alten Meister Cuonrats Werk von Chriemhilden Rache nicht unsere besten Epopöen, die in Reimen verfertiget sind, von Hudemanns Friederich bis zu Schönaichs Hermann unendlich übertrift[1].« Die erste Gegeneinanderstellung älterer und neuerer deutscher Epik, die einer sich überschätzenden Gegenwart mit siegreicher Gewissheit das wahre Verhältniss vorhielt! Den Vergleich mit dem Messias, der hier fehlt, hat Füssli nachgetragen[2].

Jetzt beginnt eine jahrelange Pause. »Chriemhilden Rache« ist, wie Breitingers Aufsätze, 1757 erschienen, und hat in Deutschland wenig Beachtung gefunden[3]. Breitinger wendet sich gänzlich, Bodmer auch vorwiegend andren als altdeutschen Studien zu. Zwanzig Jahre lang, von 1759—79, öffentlich nur ganz vereinzelte Spuren, dass das Interesse Bodmers an der altdeutschen Literatur nicht durchaus erloschen ist.

Um so stolzer dürften wir darauf sein, in diesem Zeitraum eine Uebersetzung von »Chriemhilden Rache« aufweisen zu können, wenn nur in ihr irgend ein Fortschritt der poetischen Auffassung zu erkennen wäre[4]. Aber auch so gebührt ihr in unsrer Darstellung ein ganz hervorragender Platz. Im Versmass des Messias gedichtet zeigt sie in Stil und Wendungen zahlreiche Anklänge an die Klopstockische Ausdrucksweise[5]. Leicht ist, wer an eine wie eingeborene Uebereinstimmung der

---

[1] S. 191a.

[2] Eine sehr bekannte Stelle: »Briefe an Joh. Heinr. Merck, von Goethe, Herder u. s. w.«, hrsg. v. Wagner. Darmstadt 1835. Brief Füsslis an Lavater. Rom. März 1775. S. 58. Anm.

[3] Noch vom 27. August 1779 datirt ein Brief (allerdings aus Schwaben, Stuttgart) von Nast an Bodmer: »Chriemhilden Rache ist freilich hier, aber in den Buchladen, wo niemand nach dergleichen Büchern fragt. Wie gegründet ist Ihre Klage über unseren teutschen Kaltsinn!«

[4] »Calliope von Bodmern«. Zürich 1767. Bd. II. S. 307—372.

[5] Z. B. S. 311: »sein Herz stand offen vor ihnen«; S. 315: »bis der vierte Morgen Ueber die Erde kam«; S. 324 die Emphase: »so wären Thaten geschehen, Thaten mit Ruhm und Lob die beiden Burgunden zu krönen«; S. 327: »Frölichkeit lachte von seiner Stirn«; S. 314 ist der alte Fatalismus »swaz sich sol gefüegen, wer mac daz understên« (Zarncke

Form mit dem Inhalt glaubt, geneigt, solche hexametrische Einkleidung des Nibelungenstoffes von vornherein zu verdammen. Aber mit so glücklicher Hand hat Bodmer hier gearbeitet, dass wir bis zu einem gewissen Grad den Eindruck eines einheitlichen stilgerechten Werkes (zumal wenn wir an die Entstehungszeit der Uebertragung denken) erhalten. Selten schliesst sich die »Rache der Schwester« — so lautet der Titel — so eng an das Original an, dass wir an die epische Langzeile erinnert würden und sie wie eine genuine Form vermissten; aber auch nie entfernt sich die Darstellung so weit von der Vorlage, dass wir geradezu den Klopstockischen oder auch nur Bodmers geistlichen Epenton zu hören glaubten. Im Gegentheil, wir erhalten einen klaren, frisch lebendigen, kraftvollen, unmittelbar ergreifenden Eindruck, der von abstracter Verschwommenheit und Kälte sowie von überschwänglicher Gefühlsmalerei kein Fäserchen in sich hat. Wenngleich nicht zu leugnen ist, dass von diesem Lob ein gut Theil auf Rechnung des gewaltig packenden und so tief menschlich rührenden Stoffes zu setzen ist.

Gilt dies im allgemeinen, so sind doch auch einzelne Missgriffe nicht zu verkennen. Um von den Fehlern abzusehen, die auf falscher Lesung der Handschrift beruhen: wenn Bodmer manchmal ganze Strophen oder Zeilen auslässt, in denen eine spätere Zeit Phantasiegebilde eines nüchternen und beschränkten Interpolators erblickt hat[1], so ist er auf der andern Seite doch wieder recht geschwätzig. Wie die Frauen und Jungfrauen zu Bechlarn sich zum Empfang der Gäste geschmückt haben, da trugen sie »vil der bouge unt ouch diu hêrlîchen kleit. Daz edele gesteine verre lûhte dan ûz ir vil rîchen wæte: si wâren wol getân«. Dass die Edelsteine leuchten, ist Bodmern nicht

---

256, 7) wiedergegeben durch die moderne Prädestination: »Giselhern lispelt' ein heimliches Wort in den Busen, das Mädchen Wäre für ihn geschaffen.«

[1] Z. B. Strophe 1789, 1793, 1794, 1796 möchte man schwerlich in der Uebersetzung wiederfinden, was für diese allerdings wichtig ist, da Breitinger sie sehr hervorgehoben hatte. Auch 1808, 1827 und 1828 fehlen. Freilich sind auch nicht wenige nach Lachmann echte Strophen in kürzender Darstellung verschwunden.

genug; sie müssen strahlen »von allen Farben des regnichten Bogens« (S. 312). Rüdeger schenkt den Burgunden« guoten wîn«: »in helle Pocale Fremde Weine« (Ebenda). Rüdegers Tochter gefällt den Gästen allgemein; »Jâ trûtes in dem herzen vil manec ritter guot; Si gedâhten swes si wolden; es enmoht ab niht geschehen. An mägede und ouch an frouwen wart dâ vil gesehen«: »Und da waren mehr Mädchen, auf sich die Blike zu ziehen, Und mehr Frauen, die auch werth waren, gesehen zu werden« (S. 313).

Man mag sagen, der Hexameter, der so viel auf seinem Gewissen hat, trage an solchen Leerheiten die Schuld; ein ander Mal hat er wieder den Ausdruck bis zur Unverständlichkeit gekürzt. So, als Hagen die Aufforderung Kriemhilts, die Waffen nicht mit in den Saal zu nehmen, spottend zurückweist: »Jane ger ich niht der êren, fürsten wine milt, Daz ir zen herbergen trüeget mînen schilt Unt ander mîn gewæfen: ir sît ein künegîn. Dazenlêrte mich mîn vater niht . . .«, ist die letzte Halbzeile durch »Dieses ist mir verboten« wiedergegeben (S. 320). — Ausdrücke des vorigen Jahrhunderts, wie »Ausbund der Schönheit« (S. 312), »Bettgenossin« (S. 313). »der schalkhafte Witz war geschäftig« (ebenda), »zwei wohl[= edel]geborne Kinder« (S. 321) u. s. w. verletzen uns, selbst wenn sie an den Vossischen Jdyllenton gemahnen (wie »würdiger Markgraf, würdige Gräfin« (S. 314. 312)), bei weitem nicht in dem Masse, wie Unzartheiten, Plumpheiten, ja Niedrigkeiten der Redeweise, die allerdings Bodmer bis an sein Ende nicht zu meiden gewusst hat. Der eigne Vater sagt von Dietlint: »sie trägt ihr Vermögen in ihrem Gesichte« (S. 313). Wie Dietlint ihr Ja spricht und Giselher sie zum ersten Mal umfängt, heisst es: »Mehr genoss er Nicht von der lieblichen Frucht« (S. 314). »Hol dich der Teufel«, ruft in seiner Erregung der greise Dietrich dem kampflustigen Wolfhard zu (S. 340). Als von Dietrichs Mannen allein Hildebrand aus grimmem Streit zurückkommt, da ertönten — so fängt ein Gesang an! — Palast und Thürme »von dem Geheul« (S. 360).

Darf ich eine Stelle anführen, die uns in dem Conflict ihres Inhalts mit ihrer Ausdrucksweise geradezu wehe thut, so

seien es Rüdegers aus tiefstem Herzen kommende Worte, als Etzel und Kriemhilde seine Mannentreue in Zweifel ziehn, weil er nicht gegen die Burgunden kämpfen will:

Wehe mir armen, so sprach der Redliche, sollt ich auf Ehre,
Sollt ich auf Tugend und Treue Verzicht thun, die göttlichen Sachen
Möchte doch Gott im Himmel aus dieser Klemme mich retten[1]!

Aber in durchaus edlem Tone geht es weiter:

Welches ich lass' und das andre beginn, ist übel gehandelt,
Lass ich beydes, so schilt die ganze Welt mich. Es wolle
Der mich zu rechte weisen, der mir das Leben gegeben.
  Nehmet, sagte der Margraf, das alles nehmet zurüke,
Was ihr mir gabet, die Schlösser, die Länder, nichts soll mir verbleiben;
In das Elend[2] will ich mit meinen Füssen gehn, alles
Will ich dahinten lassen; mein Weib nur und meine Tochter
Nehm ich an meine Hand; eh ohne Treu ich ersterbe,
Räum ich das Land.

Das Ganze hält sich auf einer mittlern Höhe der Sprache, die in einer historischen Betrachtung der Verhältnisse das »Gut« beinahe erreicht. Auch die Eintheilung in vier Gesänge ist nicht ungeschickt; der erste führt uns von der Ankunft der Burgunden in Bechlarn bis zur ersten Auseinandersetzung zwischen Kriemhilt und Hagen; der zweite erzählt das Turnier, in dem Volker den Hunnen ersticht, die Niedermetzelung der burgundischen Knappen und die ersten Ereignisse in dem Saal, wo gespeist wird; der dritte beginnt mit Irings Aristie und schliesst mit Rüdegers Tod; der vierte bildet den Schluss. Also jedesmal ist an einer verhängnissvollen Stelle auf das Weitere spannend abgebrochen.

Freilich so hervorragend kunstvoll war die »Rache der Schwester« nicht gearbeitet, dass sie Bodmers hochtönende Absicht, sie »solle vom Rhein zur Ostsee ertönen«[3], zu erfüllen vermocht hätte. Zumal da ihr Verfasser bei ihrem Erscheinen dem deutschen Publicum eine Reihe von Jahren schon völlig entfremdet war.

---

[1] S. 352. Hier allerdings vermisst man die hoheitsvolle Form des Originals.

[2] Urtext: in daz ellende, Zarncke S. 330, 6, 4.

[3] S. 309.



Mit dem Jahre 1776 treten wir, wie in der Einleitung ausgesprochen ist, in die neue Periode der altdeutschen Thätigkeit Bodmers ein. Von diesem Jahre an haben wir bei ihm ein stetig wachsendes Interesse wie an der altschwäbischen Poesie überhaupt, so vornehmlich an den Nibelungen zu verzeichnen, das seinen ersten Höhepunkt erreicht 1779 in den Bemühungen um den St. Gallischen sowohl wie Hohenemsischen Codex. Es gilt, die Staffeln dieses Interesses aufzuweisen.

Wir kennen bereits zwei Stellen, wo in diesem späten Zeitraum die Nibelungen erwähnt werden. Einmal in dem Vorwurf gegen Eschenburg, dass er in Unkenntniss der alten Gedichte sich vielmehr an Sachs und Waldis halte (2. Juli 1776). Das andere Mal bei dem Plan des Archivs, wo unter andern auch der (nicht ausgeführte) Gedanke auftaucht, zwischen den Helden der Nibelungen und den Ossianischen eine Parallele zu ziehen (25. August 1777). Dazwischen fällt eine vom 25. Februar 1777[1], die recht merkwürdig ist. Die gleichzeitige Beschäftigung mit Homer und den mittelalterlichen Epikern — neben Walther fesselten den Alten damals Iwein und Parzival — ruft ihm jenen berühmten Aufsatz des Jahres 1743 ins Gedächtniss zurück, in welchem er, angeregt von Blackwells Inquiry into the Life and the Writings of Homer, zuerst auf die poetische Fruchtbarkeit des hohenstaufischen Zeitalters hingewiesen. Damals, so meint er, sei ihm doch »Eschilbachs Parcifal, von Owe Laudine und Chriemhilde« noch unbekannt gewesen. In lebhaftester Gegenwärtigkeit steht wieder vor seinem Geist die 1756/57 schon betonte Uebereinstimmung homerischer und altschwäbischer Simplicität. Und er gibt — was ihm keiner glauben wird — seinem Zeitalter Unbekanntschaft mit der Ilias und Odyssee Schuld, wenn »die deutschen Kunstrichter in diesen rosenfarbnen und jungfräulichen Zeiten sie nicht bemerken.«

Zu derselben Zeit, oder wenig darnach, werden die Nibelungen wieder öffentlich, und sogar mit dem Hinweis auf den St. Gallischen Codex, genannt: in Leonhard Meisters »Bey-

[1] Alle drei an Schinz.

trägen zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur«. London [=Zürich] 1777. 2 Thle.[1].

Auch sonst verlohnt es sich der Mühe, den ersten Theil dieses merkwürdigen Buches in die Hand zu nehmen, und z. B. das über Walther von der Vogelweide Gesagte[2] nachzulesen. Aber wer näher mit dem damaligen Stand der altdeutschen Philologie betraut ist, dem kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass all die Kenntnisse aus der ältern Literatur, die dort entfaltet werden, auf unmittelbare, auch zeitlich nicht allzu ferne[3], Mittheilung Bodmers zurückführen, mit anderen Worten, dass wir es für dieses Gebiet mit Bodmer und nicht mit Meister zu thun haben. Trotzdem dass Bodmer das Buch einmal desavouirt[4]. Wir wissen von dem Katalog seiner altschwäbischen Handschriften, die Bodmer Meistern Ende April 1776 zustellte; derselbe mag in einigen Punkten ein wenig ausgeführter gewesen sein; andres hat Meister augenscheinlich

---

[1] Anonym. Die 1780 zu Heidelberg mit dem Namen des Verfassers erschienene Ausgabe ist, soviel ich für den ersten Theil gesehen habe, nur eine Titelauflage.

[2] Theil I., S. 84.: »Meister von jedem Tone, wusste er sich zu erheben, in der Mitte zu schweben, oder auch, wenn es der Gegenstand foderte, mit Anstand sich herunterzulassen. Die Dichtkunst brauchte er nicht bloss zu verliebten Klagen; er lobte, tadelte, lehrte. In seinen Gedichten erkennt man einen Poeten, der die Welt unter allen Gestalten gesehn, und mit den Grossen gelebt hat u. s. w.« Vrgl. allerdings Proben der alten schwäbischen Poesie S. XXXIV.

[3] Ergibt sich daraus, weil Bodmer den St. Gallischen Codex erst seit 1769 kennt. Auch die Notiz über den Cruciger (S. 99) stammt von Bodmer; sie ist aus dem Jahr 1776.

[4] An Schinz, 5. Juli 1777: »Meister hat zween Bände zur Geschichte der deutschen Sprache und der Nationallitteratur publicirt, die ein farrago sind. Er hat Todte und Lebende geplündert. Auch mir hat er etliche Federn aus dem Pfauenschwanze gezogen, die ich ihm gerne lasse. Ich wollte ihm meine ganze Erudition in dem Minnegesange und dem Ritterthum Preis geben, wenn er sie nur unverfälscht lieferte. Es ist das Werk canis festinantis; doch auch so hat es viel neues für Wieland, Eschenburg, Voss, was diese Leute nicht wissen«. 10. Juli 1777: »Meister verräth in seinen Auszügen aus den Minnesingern, dass er ihre Sprache nicht versteht, so voller falscher Lesarten sind sie«. Man mag sich dies Urtheil aus Bodmers eigenthümlichem wie vormundschaftlichem Verhältniss zu M. erklären, worüber Mörikofer, für S. 242 eine Andeutung gibt.

aus der Vorrede zu den »Proben«, zur »Sammlung von Minnesingern«, zu den »Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger« und zu »Chriemhilden Rache« entnommen[1]. Aber was über »der Nibelungen Not«[2] — der Name findet sich hier zum ersten Mal — gesagt wird, ist ganz Bodmersches Eigenthum. Wir kommen nachher hierauf zurück.

Das sind bisher Aeusserlichkeiten; aber auch Versuche der Vertiefung in die Nibelungen sind diesen Jahren nicht fremd geblieben. Sie liegen, in einem grösseren Ueberblick, am klarsten zu Tage in dem für das »Archiv« bestimmten, Ende September 1777 entstandenen Aufsatz »Von der Epopöe des altschwäbischen Zeitpunctes«. Wieder handelt es sich in erster Linie um die Einheit und das Wunderbare.

Johann Nicolaus Meinhard hatte, in Gedankenreihen, die denen Herders nicht unähnlich sind, die deutsche Aufmerksamkeit auf die romantische Epopöe vornehmlich der Italiener gelenkt[3]. »Hier durchkreuzen sich«, sagt Bodmer am angeführten Orte vom rasenden Roland und meint damit die ganze Gattung zu treffen, »die Begebenheiten, oder sie sitzen in einander gedrängt, wie die Hülsen der Zwiebeln«. Ebenso sei es bei den altschwäbischen Epen[4]. Was will eigentlich Bodmer? fragt nach diesem Eingang jeder, die Altschwaben empfehlen oder — verspotten? Man muss erst eine Seite lesen, um darüber klar zu werden. Er will der philologisch in die Individualität und Nationalität einer Dichtungsgattung sich versenkenden Richtung der Zeit, die einer historischen Kunstauffassung huldigt, eins versetzen; er will zugleich — und das wäre, wenn im Ernst gemeint, ein sehr fördernder Gedanke — dieser Richtung zeigen, dass für ihre Betrachtungsweise die mittelhochdeutschen Epen sich vortrefflich eigneten; um dann,

---

[1] Z. B. der Inhalt des ersten Theils der Nibelungen S. 90 ff. gleicht wörtlich Chriemhilden Rache S. VI.; die nordische Sage, wie Torfäus sie bot, S. 93 = Rache S. VIII.

[2] S. 96.

[3] In den »Versuchen über den Character und die Werke der besten italienischen Dichter«. 3 Bde. 1763. 64. 74 (der letzte posthum, durchaus Jagemanns Arbeit); die zweite Auflage 1774 hatte Bodmer vorgelegen.

[4] Liter. Denkmale S. 1.

mit kategorisch kurzen Worten, seine Ansicht festzustellen: »Chriemhilden Rache ist eine neue Handlung, die zu Sivrids Geschichte angeschlossen ist. Sie machet für sich ein Ganzes aus, und ein solches ist sie in dem neuen Gedichte, die Rache der Schwester, dem die Wahrscheinlichkeit gegeben ist, welche dem alten fehlet«. Auch in Parzival scheidet er drei Handlungen[1]. Natürlich will er ausserdem noch und hauptsächlich auf die Altschwaben den Blick der Deutschen lenken.

Eine etwas eigenthümliche Manier der Empfehlung, dieser Beginn mit einem Tadel, den nicht ein ganz überwiegendes Lob sofort aufhebt! In der That, das ist sie, und kennzeichnet neben einer gewissen unbedachten Art des Handelns zugleich Bodmers ganze Stellung zu der Zeit. Die neue Aesthetik ist in ausgedehnter Front in Kampf mit der alten eingetreten; sie hat einen viel weiteren poetischen Gesichtskreis, als diese bei ihrer Entstehung gehabt hatte, von vorn herein siegverheissend mitgebracht; sie hat die alte in die letzten Winkel zurückgedrängt. Hier ist nun ein Mann, der unerschütterlich an der alten Lehre hängt, der (jetzt wieder) glüht, seine Liebe für die Altschwaben in Deutschland auszubreiten, und der zu diesem Zweck die lang gewohnte Theorie an die Altschwaben heranbringt, trotzdem er sie dadurch, in einem seiner Meinung nach sehr bedeutsamen Punkte, herabzusetzen genöthigt ist. Und das zu einer Zeit, wo er sieht, dass es der neuen Aesthetik leicht ist, von ihren Ansichten aus den Eingang zu den altdeutschen Studien zu finden. Ein Pförtner, der dem gern gesehenen Gast die Thür verschliesst — wahrlich ein seltsames Schauspiel!

Anders ist's mit dem Wunderbaren. Hier gelingt ihm mehr und mehr, sich in den Geist der alten Zeit hineinzuleben. Die neue Beschäftigung mit Homer, den er jetzt, sobald etwas unbegreiflich erscheinen will, sofort zum Vergleich heranzieht, mag eine treffliche Vorschule dazu gewesen sein. Die physikalischen, astronomischen, historischen und geographischen Unkenntnisse und Verstösse der alten Dichter[2] werden ebenso wie

---

[1] Beides ebenda S. 2.

[2] Er spricht also hier nicht ausschliesslich von den Nibelungen. Liter. Denkmale S. 6 und 7.



das Auftreten von weisen Frauen, Zwergen und Erdmännchen geschichtlich erklärt. Dem Phäakenkönige hätte Odysseus ebenso gut die Abenteuer des Grals als die Erzählung seiner Schicksale vortragen können; sie wären um nichts unglaublicher gewesen. Ja, die Abenteuerlust der Ritter, ihre Neigung zum Zweikampf, »die Ehrfurcht, die zärtliche Gefälligkeit, die man dem Frauenzimmer bezeugte«, der Einfluss der Geliebten auf die Tapferkeit des Mannes werden als »nordliche« Eigenthümlichkeiten antiken Sitten [1] gegenübergehalten.

Hervorgehoben werden in den alten Epen — alles Punkte, die in der schweizerischen Aesthetik von jeher viel galten — die Kunst der Detailmalerei, Züge feiner, zarter Empfindungen, die zündend auf den Leser wirken, die Sentenzen und die Figuren [2].

Noch eins, was die Nibelungen speciell betrifft, erscheint bemerkenswerth, indem dadurch die zuerst in Chriemhilden Rache, dann bei Meister aufgeführte altnordische Sage in ein neues Licht gestellt wird. Bodmer ist aufmerksam geworden auf die den Gedichten zu Grunde liegenden Sagenstoffe. Da führt er einmal die Nibelungen auf unter einer Reihe von Epen, »die von deutschen Helden singen, und nordischen Ursprungs sind [3]«, das andre Mal — noch wunderbarer! — sagt er, sie »schienen von Norwegischen Sagen entsprungen und mit einheimischen Romanzen durchwebet zu seyn [4].«

Der Aufsatz »von der Epopöe des altschwäbischen Zeitpunktes« ist erst 1779 in den »Literarischen Denkmalen« gedruckt worden.

Das Jahr 1778 ist ein an altdeutschen Bemühungen für Bodmer recht unfruchtbares. Er denkt lebhaft an die Veröffentlichung der fürs »Archiv« bestimmten Aufsätze; es findet sich kein Verleger. Die Richtung Deutschlands auf die Altschwaben hin geht nicht so energisch und so rasch vor sich wie er wohl erwartet hatte. So tritt der gewöhnte lamen-

---

[1] Deutsches Museum 1780, Bd. I., S. 343 unten.

[2] Liter. Denkmale S. 13 und 15.

[3] Deutsches Museum 1780, Bd. I., S. 34. Vrgl. S. 344.

[4] Liter. Denkmale S. 4. — S. Anhang 3.

tirende und polternde Ton in diesem Jahre wieder stärker hervor. Besonders wenn es gegen die Braga- oder Ossianschwärmerei geht. »Mir ekelt vor der scandinavischen Theogonie«! ruft er in ungewöhnlicher Erregtheit beim Erscheinen von Denis' Oden aus. »Wer wollte nicht lieber, Mythologie für Mythologie, mit Apollo und den Camönen auf dem Parnassus und an der Hippokrene sich ergehn als zu Braga in den beschneiten Wäldern des nördlichen Clima an dem Glasor sezen? und frieren?« Und so noch manchmal[1].

Aber das Jahr schliesst mit zwei erhebenden Aussichten, und um so reicher an Ertrag ist das folgende. Zunächst: Füssli hat die Absicht ausgesprochen, Kriemhilden Rache ins Englische zu übertragen. »Er ist der Einzige,« jubelt da Bodmer, der die Originalität dieses Gedichtes fühlet, und fühlet, dass es an die Ilias gränzet, und dass die deutschen Patrioten es über Ossians Fingal hinauf sezen könnten, si nasum haberent Abderitae[2]«. Und zweitens: Bodmers Entschluss, den St. Gallischen Codex unter seinen Augen in Zürich abschreiben zu lassen.

Woher und seit wann Bodmer diesen Codex kennt, ist nach einer brieflichen Notiz genau zu bestimmen. Schinz hatte angefragt, aus welcher Quelle der »Wilhelm von Oranse« entstanden sei. Die Antwort Bodmers (vom 13. Juni 1772) lautete, nach dem Gedächtniss aus einem Original Eschenbachs, das er aber, noch ehe er an die Arbeit überhaupt gedacht, schon zurückgesandt gehabt hätte. »Dieses Gedicht ligt in der Abtey St. Gallen. Der Abt Beda hat es mit andern Handschriften aus dem Nachlasse Aegid. Tschudj gekauft, als wir im Begriff waren, dises Stück für die Stadtbibliothek zu kaufen. Ich habe die Handschrift bey der Stelle [= Hand] gehabt.« Also seit 1769[3]. 1774 wird in dem Sulzerschen Briefwechsel

[1] An Schinz. 12. Januar 1778. S. Anhang 4.

[2] An Schinz. 19. December 1778.

[3] Nach des Verf.'s »Entdecker etc.« S. 16 Anm. Dazu stimmt ein Schreiben eines St. Gallischen Stiftsbibliothekars an den Pfarrer Huber in St. Gallen vom 28. Februar 1769, indem der Codex nicht näher bezeichnet ist, das aber sonst auf nichts passt: »Hier folget das anverlangte Manuscript zu Diensten des Herrn Professor Bodmer, deme auch solches

der Codex erwähnt. Wir wissen, dass Bodmer für die altdeutsche Seite der Lessingschen Thätigkeit nicht unempfindlich war. Ausserdem kannte er Sulzers Beziehungen zu Lessing, und erfuhr von dem durch Zürich reisenden Gotter, »dass Lessing eine Sammlung Epopöen aus dem schwäbischen Zeitpunkt veranstaltete«. So weist er ihn durch Sulzer nach St. Gallen[1]. Oeffentlich hatte den Codex Meister aufgeführt. Daraus, dass bei diesem die Verschiedenheit des Textes, der Mangel der in C befindlichen (in der Vorrede zu »Chriemhilden Rache« S. X. richtig erkannten) Lücke hervorgehoben, und statt der von Bodmer gefertigten Eingangsverse zur Rache acht Halbzeilen aus B vorgeschlagen werden[2], sieht man, wie 1769 bei der Durchsicht dieser Handschrift Bodmer sein Augenmerk auf die Nibelungen gerichtet hatte[3]. Endlich, zu Anfang 1778, hatte er an Anton die Aufforderung sie zu copiren bestellen lassen. Aber aus all diesen Plänen war nichts geworden.

Jetzt erfasst der Achtzigjährige mit Lebhaftigkeit einen Gedanken, der seiner Seltsamkeit wegen mit den eignen Worten seines Urhebers ausgesprochen werden mag. »Ich sollte nicht mehr projecte machen«, schreibt er an Schinz den 14. December 1778, »ich habe doch eiňs gemacht, das mir Freude machte, wenn es in meinem Leben ausgeführt würde, und mir selbst in der Aussicht Freude machet, dass es nach meinem Tod werde zu Stande kommen. Ich will den professor Meister die Buchstaben und die orthographie der Eschilbache lesen lehren, er soll darin noch einen amanuensem unterrichten. Dann wollen wir den grossen Codicem der Abbtey St. Gallen von dem Prälaten durch hohe Empfehlungen erbitten, in welchem vier oder fünf Gedichte, die meisten von Eschilbach in membrana nett und kostbar geschrieben beisammen in bretternem

---

unter höflichster Empfehlung auf eine beliebige Zeit umb so willfähriger anvertraue, je mehr ich, und vile andere von dessen gelehrten Feder zu profitieren verlange.« Darauf die Notiz Bodmers, im April habe er die Handschrift zurückgesandt. — S. Anhang 3.

[1] Bodmer an Sulzer in der Beilage zu einem Brief vom 9. November 1774.

[2] S. 96 und 97. — Cfr. Anhang 3.

[3] S. Anhang 3.

Band geschlossen sind. Diese alle sollen sie nett und correct abschreiben. Ist es möglich, unter meiner Aufsicht. Wir wollen etliche Abschriften machen lassen, hernach dieselben den Bibliothekaren der Wiener — der Wolfenbütteler — der Gothaer Bibliothek als keimelia gegen gute Bezahlung antragen. Ich möchte wenigstens dise Reliks auf dise Art etwas längere Zeit vor dem Untergange bewahren[1]«.

Und zuerst macht der Plan gute Fortschritte. Leonhard Meister ist einverstanden; es gelingt ihm, im Februar 1779 einen geschickten Amanuensis nach Wunsch zu finden[2], und es freut den guten Bodmer zu denken, »etiamsi mihi accidat, quod nemini mortalium non postremo accidit«, so werde das Werk doch vor sich gehen[3]. Wenn nur — und da lag das Hinderniss — es ihm glücke, den Codex nach Zürich zu bekommen.

Abt Beda schlug die Bitte um Versendung rundweg ab. Einer Benutzung des Codex in St. Gallen selber werde nichts im Wege stehn[4]. »Wie viel Sachen verderben nicht«, klagt Bodmer seinem Schinz[5], »weil man keinen Gebrauch davon selbst machet, noch andern erlaubt zu machen! Ich hatte lebendig Begrabene aus der Gruft herausnehmen wollen, und man schliesst die Gruft zu«.

Schwierigkeiten von Seiten der Bibliotheksverwaltungen in der Erlangung von Handschriften vorzufinden war der Gelehrte des vorigen Jahrhunderts gewohnt. So leicht liess er darum den Muth nicht sinken. Auf Lavaters Vermittlung[6] hin legte denn der Abt Marianus von Einsiedeln für Bodmer Fürbitte, Empfehlung und Bürgschaft ein. Umsonst, »der Mönche hat alles

---

[1] An Schinz. 14. December 1778.

[2] An Schinz. 18. Februar 1779. Der Name des Wackeren soll nicht gänzlich verhallen. Der Mann, der den St. Gallischen Codex mit Ausnahme der Nibelungen, der die erste Hälfte von diesen aus B, der die beiden Tristan und den Iwein copirt hat, hiess Schaufelberg.

[3] An Schinz. 22. März 1779.

[4] Brief eines Dr. C. Wetter an Bodmer, St. Gallen, den 20. März 1779. Ursache der Strenge sei Missbrauch, der mit einigen in die Ferne hergeliehenen Büchern getrieben worden.

[5] 25. März 1779.

[6] An Schinz. 11. April 1779.

abgeschlagen. Es sei, sagt er, läppisches Zeug in dem Gedicht von Anna und Maria, welches man gegen die catholische Religion missbrauchen möchte [1].« Schliesslich lässt Marianus den Vorschlag machen, er wolle für sich den Codex nach Einsiedeln begehren, Bodmer möge einen Schreiber herüberschicken, ihn zu copiren, »er wolle ihm Dach und Gemach und Kost geben, so lange er mit Abschreiben beschäftigt sei [2].« Aber die Sache verbot sich für beide Theile am Ende von selbst. So schien hier jede Aussicht definitiv versperrt.

Indessen war Bodmer nach anderer Seite hin nicht müssig gewesen. Wenn er am 28. Juli 1779 seinem Schinz schreibt: »Wigamur [3] ist freilich tausend Parasangen hinter nicht nur Eschilbach, sondern Hartman von Ouwe, Vriberg, Tristand und zweitausend Parasangen hinter dem liet der Nibelungen. Und Eschenburg ist ein Schmierer, der alles ohne Wahl aufrafft«, so weist dies auf eine neue Beschäftigung eben mit den Nibelungen, nicht mehr bloss mit Chriemhilden Rache hin. Oder zum mindesten auf eine Betrachtung, der das Ganze des Gedichtes viel näher gerückt war als zuvor. Anfang April hatte er, den Hohenemsischen Nibelungencodex zum zweiten Mal nach Zürich zu erhalten, die ersten Schritte gethan.

Vom 9. April 1779 datirt ist der Brief eines Dr. Hirzel an Bodmer, der wiederum nur einen Auszug gibt aus dem Schreiben eines Herrn Vetter vom 6., des Inhalts: Wochers Schwager in Feldkirch könne diesem am besten Bodmers Billet überreichen. »Den grösten Theil von Embs hat sich das österreichische Haus zugeeignet. Den kleinen Ueberrest besitzt der Graf Harrach, der eine Gräfin von Embs, die letzte ihres Namens hat. Diese haben auch keine Kinder und hausen schlecht — unlängst wurde in Embs nach der Bibliothek gefragt, es hiesse aber, sie seye weg«. Dahinter ein zweiter Auszug aus eines Herrn Zellwegers Brief (Trogen, den 5. April),

---

[1] An Schinz. 24. April 1779. An Heinrich Meister 25. April 1779. Eine Stelle aus diesem letzten Gedicht des Codex hatte schon Meister S. 97 geboten.

[2] An Schinz. 12. Mai 1779.

[3] Von Eschenburg angezeigt und zum Theil publicirt im deutschen Museum 1779, Bd. II, S. 35 ff.

worin dieser verspricht, die Nachfrage zu übernehmen, und »gewiss alles zu thun für den verehrungswürdigen Bodmer[1]«. Aus dem Mai dieses Jahres findet sich ein Brief Bodmers an Wocher auf der Zürcher Stadtbibliothek, jedenfalls ein Brouillon. Er erinnert ihn an seine erste Gefälligkeit, und bittet ihn, dieselbe zu wiederholen. »Ich würde auch das übrige von dem Gedicht, was ich vormals nicht abgeschrieben habe, nachholen und vermuthlich dem Publicum mittheilen.« Er weist auf Johannes Zellweger, den Vater (in Trogen)[2], dem sicher der Codex eingehändigt und dem vertraut werden dürfe, dass er ihn gut und richtig nach Zürich besorgen werde[3].

Lange Zeit vergeht, immer wieder muss Johannes Zellweger (der Sohn) bei Wocher schriftlich und mündlich anmahnen[4]; da endlich antwortet dieser unter dem Datum Feldkirch, den 10 7bre 1779:

»Ich habe Hohenems schon vor 22 Jahren verlassen[5], und seither sind erstaunliche Veränderungen mit dieser Grafschaft vorgefallen. Das Haus Oesterreich hat alle Herrlichkeiten, Legalien, Jurisdictionen, und auch den grössten Theil der Erträgnisse an sich gezogen, und der Besitzer des Uebrigen, Herr Graf von Harrach, welcher auch noch die Bibliothek erhalten, hat einen Beamten darüber gesetzet, der in allen Wissenschaften ein Fremdling ist.

»Ich hatte dann, seitdem ich dero verehrliche Zuschrift empfing, einige male geschrieben, und ihn um das betr. Mspt. gebethen; allein er konnte es nicht finden. Meine kränkliche

---

[1] Altdeutsche Mappe.

[2] Des 1764 verstorbenen Laurenz Bruder.

[3] Altdeutsche Mappe.

[4] Brief Joh. Zellwegers des Sohnes an Bodmer vom 2. August 1779.

[5] Seit 1757. Es müssen damals arge Wirren in Hohenems gewesen sein, wie aus einem Brief Laurenz Zellwegers an Bodmer vom 6. Juni 1757 hervorgeht; er habe gehört, »que le Général, Comte de Hohenembs, était mort sans enfants, qu' apparemment il s' était rencontrée quelque difficulté par rapport à la succession, que cette seigneurie ou comté avait été hypothéquée à l'abbé de St. Galle, que mr. Wocher avait fait mettre le scellé partout où besoin était, qu'il s'était retiré à Feldkirch et que son beaupère, homme puissamment riche, répondait pour lui, ce qui faisait soupçonner quelque malversation etc.«

Leibesumstände gestatteten mir endlich, gestern selbst gen Hohenems zu reisen: ich traf den ganzen beträchtlichen, nun beynahe vermoderten Büchervorrath in zerschiedenen Haufen auf ein ander liegend an, und nach langem Gewühle glükte es mir endlich das alte Gedicht: das Liet der Nibelungen zu finden, welches ich [2] Denenselben zu senden die Ehre habe . . . . .[1]«.

Am 29. September befand sich Bodmer im glücklichen Besitz desselben[2]. »Es ist doch nicht derselbe Codex,« heisst es schon am 2. October an Schinz, [den er 1755 gehabt habe] »sondern ein anderer und älterer, welches ich aus den variantibus lectionibus leicht abnehme. Und so ist mir die Aussicht auf eine neue Arbeit zugefallen. Izt kan ich den Codex des münchischen[3] Idioten entbähren.« Es war nicht C, sondern A. Er sei nur einen Zoll vom Untergang entfernt gewesen, klagt der Alte, so stark habe ihn die Feuchtigkeit angefressen. Und es macht ihm Schmerz zu denken, dass die ihm zuerst bekannt gewordne Handschrift C noch unter den Trümmern liege und ihrem Verderben nahe. Der Amanuensis zeigt sich gelehrig in Lesung der alten Buchstaben[4], rüstig schreitet die Arbeit vorwärts und ist noch vor Jahresablauf vollendet[5]. D. h. sowohl die Abschrift des ersten Theils der Nibelungen, als die Vergleichung des Ganzen mit dem Original und mit Kriemhilden Rache, welche letzteren dem Greise heitere Tage bereiteten[6]. »Hätte ich nur 62 Jahre«, so meint er über der Collation, »so würde ich ein Gedicht von psychologischer Einheit herausspinnen, aber 82 Jahre verbieten es.« Deutlicher als irgend wo anders sieht man hier, dass die in der Einleitung zu »Chriemhilden Rache« nur leise angedeutete Auffassung jetzt die herrschende geworden ist, dass Bodmern die Gestalt des Gedichtes, wie er sie bisher im Urtext und in der Uebersetzung geboten hatte, nicht von ferne mehr zusagt.

---

[1] Altdeutsche Mappe.
[2] Notiz auf Wochers Brief.
[3] = mönchischen.
[4] An Schinz. 12. October 1779.
[5] Notiz auf Wochers Brief. An Schinz 31. December 1779.
[6] An Schinz. 11. und 24. December 1779. Das folgende aus letzterem.

Noch während der Mühen der Abschrift ertönt die Kunde, dass Goethe Zürich besuchen werde. In ein- und demselben Brief an Schinz (vom 26. October 1779) lesen wir hinter einander gerade im Hinblick auf die Nibelungen die Klage Bodmers, dass er keinem Zürcher die Wärme einzuhauchen vermöge, die er selbst für die altschwäbische Poesie habe, und den Vorsatz, Goethe allein von ihr zu unterhalten. Ihn, dessen Poesien und Gesinnung er keineswegs billigt, hält er für einflussreich genug, die deutsche Aufmerksamkeit dauernd an die alten Dichter zu fesseln. Der Versuch gelingt zum Theil: er findet williges Gehör, wie er sich über die »Barbarey der Abtey St. Gallen« beschwert, und gewiss hat ihm selten die Erlangung einer Handschrift so wenig Umstände bereitet, wie die der Eneit, die ihm Goethe, nach Weimar zurückgekehrt, von der Gothaischen Bibliothek verschaffte. Aber im wesentlichen misslang die Absicht, Goethe inniger für die altschwäbische Poesie zu erwärmen. Interessant ist nur zu sehen, wie dieser schon hier einmal ganz direct auf die Nibelungen hingewiesen wird, und das von Seiten eines Mannes, dessen Homerübertragung er hochschätzte[1].

Unbeschäftigte Tage folgten für Bodmer der Vollendung der Abschrift des Hohenemser Manuscripts[2]; der Abschlag des St. Gallischen Codex quälte ihn jetzt förmlich. Schinz räth, er solle den Plan, die Nibelungen zu einem Gedicht mit psychologischer Einheit umzugestalten, nur ausführen, bis ihm die andre Handschrift zugesandt werde; er aber, verdriesslich geworden, meint, die Nibelungen hätten von ihm nichts weiter zu erwarten[3]. Trotzdem müssen bald darnach die »Muthmassungen betreffend den Dichter der Chriemhilde« gearbeitet sein, die erst nach seinem Tode gedruckt wurden[4].

---

[1] Die Belege des Einzelnen s. Goethe-Jahrb. V. 177 ff.

[2] An Schinz. 5. Januar 1780.

[3] Schinzens Brief ist vom 13. Januar, Bodmers vom 14.

[4] In »Für ältere Litteratur und neuere Lectüre. Quartal-Schrift.« Hsg. v. Canzler und Meissner. Jahrgang 2. Quartal 1. Heft 1. (1784) S. 85 ff. — In einem Brief an Schinz vom 29. April 1780 wird schon die Reinschrift dieses Aufsatzes erwähnt.

Völlig hatte aber Bodmer die Hoffnung, des St. Gallischen Codex noch habhaft zu werden, durchaus nicht aufgegeben. Auf sein und der zuerst bei der Sache betheiligt Gewesenen unaufhörliches Treiben haben sich, so scheint es, noch eine ganze Anzahl von Personen, immer wieder ein andrer, für ihn beim Abt Beda verwandt: zum Ziel gelangte endlich der Pfarrer Dänzler aus Oberuzwyl[1]. Was so vielen, was Bodmern selber, ja was dem Abt von Einsiedeln abgeschlagen worden war, das setzte ein einfacher Pfarrer durch, wenngleich wie er behaupten will nicht ohne Mühe. In den ersten Tagen des Juni 1780, nach anderthalbjährigem, so oft wiederholten und schliesslich schon hoffnungslosen Ansuchen Bodmers, traf der Codex in Zürich ein. »Leb ich noch etliche Monate«, so heisst es am 6. Juni fröhlich an Schinz, »so wird er unter meinen Augen abgeschrieben.« Und eine Seite weiter: »In den drei Membranen, die ich izt von dem Liet von den Nibelungen gesehn, sind Varianten, welche nicht Schreibfehler, sondern Verbesserungen der ersten Gedanken sind. Sind sie des Verfassers? War der Abschreiber geschickt genug, sie zu machen? Hat der Autor drei Exemplare von seinem Werk geschrieben, wie hat er seine spätern Gedanken dem Amanuensen [Bodmer stellt sich dies und das folgende ersichtlich nach dem Bild seiner eignen damaligen Thätigkeit vor] kund gemachet? Wie hat er so viel Abschriften besorget? Oder ist sein Gedicht in das Ansehen gekommen, dass noch vor 1300 so viel Abschriften davon genommen worden«? Da ist zum ersten Mal das Problem nach dem gegenseitigen Verhältniss der Handschriften, allerdings in Bodmerscher Art, aufgeworfen, über dessen Lösung eine vollkommene Einigung noch heute nicht erzielt ist. Ausserordentlich lebhaft wird der Alte über diesen Gedanken, mehr denn je empfindet er, dass das altdeutsche Studium doch noch ein recht beschränktes und ein in seinen deutschen Vertretern noch recht wenig verständnissvolles ist: »ich kann viel fragen«,

[1] Brief von ihm an Bodmer vom 1. Juni in der altdeutschen Mappe. Bodmer an Schinz 6. Juni 1780. Am 3. October 1782 an Schinz: »Der Abt von Einsiedeln, unser Lavater, der Landshofmeister Müller wurden abgewiesen, im dritten Jahre gewährte er das Manuscript dem Pfarrer Dänzler, seinem Parasiten.«

schreibt er weiter, »und niemand hat nur die Lust, mir zu antworten.«

Trotz diesem schmerzlichen Zuge — seine Neigung zu den alten Dichtern und seine Beschäftigung mit ihnen erreicht von jetzt, Sommer 1780, an ihre grösste Intensität. Wenn ich für das neuerwachte altdeutsche Interesse Bodmers das Jahr 1779 als einen ersten Höhepunkt bezeichnet habe, so ist kein Vergleich möglich zwischen diesem Interesse und dem mit 1780 beginnenden, das sich bis zu seinem Tod im wesentlichen auf dem gleichen Niveau hält. Tiefer und tiefer dringt er in frischer Lust und regster Arbeit in das Verständniss der alten Epen ein; fast ein Leben gewinnt in dem Greise diese Dichtung. Solche Liebe hatte noch niemand den mittelhochdeutschen Dichtern überhaupt, solche Liebe er selber noch nicht den Nibelungen zugewandt.

Denn die Nibelungen stehn, nicht nur der Zeit, sondern auch der Schätzung nach, durchaus im Vordergrund. Wie einst der Funfzigjährige mit feinem Tact aus der Fülle des Pariser Minnesingercodex Walther und Reimar als die grössten herausgestellt[1], so leitet noch den Greis von 82 Jahren ein so richtiges poetisches Gefühl, dass er unter den vielen mittelhochdeutschen Epen, die ihm bekannt waren, sofort dem Parzival und den Nibelungen den Preis zuerkennt. Nur schwankt er eine Weile, welches von diesen beiden Werken das hervorragendere sei. Schliesslich entscheidet er sich endgültig für die Nibelungen. In diesem Sinne schreibt er einmal an Schinz, nach einer Zeit, wo ihn Eschenbach wieder ganz in Anspruch genommen hatte (18. Juli 1780): »Eschilbach hat naifetés, eine Art concetti, die freilich Homer ihm nicht missgönnte, aber vermuthlich Ovid sich damit schmücken würde. Wilhelm dacht zu Munleun an den Kuss, den er in Oranse zurückgelassen hatte. — Meine Fische in der Larkand (einem Fluss) sind todt; dieselbige Noth haben meine Felder und die Saat darauf. — Durch der-

[1] Proben d. alt. schwäb. Poesie, S. XXXVII heisst es über Veldekes Lieder: »Man erblicket darinnen den Frühling der schwäbischen Poesie, welcher dem Sommer Reinmars des alten und Walthers von der Vogelweide vorgegangen war.«



gleichen zeichnet Eschilbach sich aus; und noch mehr dadurch, dass er bei einer Leidenschaft, die er erzählt, oder bei einer Begebenheit sein persönliches Gefühl geradezu einmischt. Von der erstern Art ist auch dises: Er gab ihm zu trinken, was die Nachtigall trinkt, einen Trank, von welchem ihr süsser Gesang besser wird als wenn sie allen Wein tränke, den man zu Botzen haben mag. Eine Wendung von diser Art ist Jacobi und Gleim (?) verborgen geblieben. Diser Poet hat auch sehr in Brauch, dass er ein Begegniss, das erfolgen wird, mit einem kleinen Wink verkündigt; ich meine nicht dass dises die Ueberraschung vermindere. . . . . Ich seze doch den unbekannten Dichter der Chriemhilde in allen Absichten über Eschilbach«[1]. Oeffentlich war schon vorher, etwa zu derselben Zeit, aus der das Urtheil über Wigamur stammt, also noch vor dem Eintreffen des Hohenemser Codex, wenn auch nicht so klar und deutlich, dieselbe Ansicht ausgesprochen worden[2].

Während der Amanuensis schreibt, beschäftigen den Alten mancherlei Gedanken. Aber nur mit wenigen derselben ist er zu völliger Reife und Vollendung gediehen.

Zunächst — wie aus dem ungedruckten Briefwechsel, und nur aus diesem, zu ersehen ist — will er sich über das Verhältniss der Handschriften zu einander Klarheit verschaffen. In der ersten Augustwoche collationirt er den St. Gallischen Codex mit dem Hohenemsischen A; da meint er, »die Abschreiber hätten sich viel Freiheit mit dem Text genommen, andremal hätten sie aus Commodität Strophen« — sic; über die Auffassung des Versmasses nachher — ausgelassen[3]. Die nächste Woche wird »Chriemhilden Rache« (C) mit A verglichen; da erkennt er in C Lesarten, »die nur der Autor kan gemacht haben, weil es offenbar Verbesserungen sind.« In A dagegen fehlten ganze Zeilen, die er aus B, dem St. Gallischen Codex, habe

---

[1] Willehalm (Lachmann) 149, 5 (119, 6). 178, 5. 136, 7. — Vrgl. zur Sache an Schinz 15. September 1780: »Ich stelle Parcifal gerade nach dem liet von der Nibelungen Not« (sic!).

[2] Liter. Denkmale, S. 62.

[3] An Schinz. 9. August 1780.

ergänzen müssen[1]. Der Text von B scheint nicht gegen den von »Chriemhilden Rache« gehalten zu sein. Damit ist für jetzt alles über diesen Punkt still. Dreiviertel Jahr später, in Aufzeichnungen, die wohl für Müller bestimmt waren, wird gesagt, A sei die frühere, C die spätere Handschrift des Poeten. Und »des Poeten« kann in dem Zusammenhang nichts andres bedeuten, als dass der Dichter beide mit eigner Hand niedergeschrieben habe. »Indessen sind in der ersten verschiedene Lesarten und selbst Verse, die in dem andern nicht sind; vielleicht sind sie per incuriam ausgelassen[2].« Aber wie stimmt dazu, wenn ebendort, ohne jede Rücksicht auf einen Dichter, von B nur gesagt wird, sie sei augenscheinlich älter als die beiden Hohenemsischen?

Die Ansicht Bodmers von dem Dichter der Nibelungen hat in diesen Tagen eine Wandlung erlitten. Bisher war einfach Cuonrat, der Dichter der Klage, — die Verkennung der Langzeile that wohl dabei das ihrige — auch für den Dichter der Nibelungen genommen worden. Das mag eine Art von Entschuldigung finden in dem Umstand, dass die Klage Bodmern seit 1757 nie wieder nahe getreten und selbst da schon von dem »Liet« durchaus verdunkelt worden war. Dass die Nibelungen einen Dichter gehabt, daran hat Bodmer, trotz jener merkwürdigen wohl Herderschen Einfluss aufweisenden Stelle, »sie schienen von Norwegischen Sagen entsprungen und mit einheimschen Romanzen durchwebet zu seyn,« niemals gezweifelt. Und erwähnt ist der vor der näheren Bekanntschaft mit dem St. Gallischen Codex niedergeschriebene Aufsatz, der die Person des Dichters näher fixiren will: »Jezo sage ich nur, ist Chriemhilde nicht Marners, so ist sie des von Würzburc[3].« Beides setzt uns in gleiches Erstaunen: Individualitäten von Dichtern hat Bodmer nicht zu erkennen und zu scheiden vermocht. Der endliche Ausschlag war, das heisst nicht öffentlich und nicht mit irgend welcher Bestimmtheit, — denn noch

[1] An Schinz. 15. August 1780.

[2] v. der Hagen in der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst, I, 1, S. 6. Ein unsorgsamer Abdruck des mir vorliegenden Originals. Die Fortsetzung aus einem Beiblatt. Das letzte bei Hagen S. 11.

[3] S. 88 bei Canzler und Meissner.

immer wird daneben von dem unbekannten Dichter der Nibelungen geredet — auf Konrad von Würzburg gefallen. Da findet Bodmer bei genauerem Studium Wolframs, den er auch jetzt noch wohl ausschliesslich unter Friedrich Barbarossa setzte[1], im Parzival, wie er sagt, »eine ganz besondere Particularität aus dem Gedicht von den Nibelungen[2],« und aufzudämmern beginnt bei ihm der Gedanke, dass das Werk eines Mannes, »der so viele Jahre nach Eschilbach gekommen,« von diesem nicht wohl gekannt sein konnte[3].

Aber Bodmer ist nicht so sehr ein eindringender Kritiker, als er sich immer bemüht hat, für einen, freilich nur nachschaffenden, Poeten zu gelten. Im Jahre 1779 wiederholt sich ein Schauspiel, das schon oft dagewesen war: sobald ein neuer Ton in der Poesie angeschlagen wird, ist Bodmer da, den Chor der Nachahmenden zu eröffnen. So war es beim Erscheinen des Messias gewesen, so ist es auch jetzt, wo die von Herder aus England herübergeholte Balladendichtung, Bodmern hauptsächlich aus dem deutschen Museum bekannt[4], den deutschen Parnass beherrschte. Denn wenn auch vorn in den »Altenglischen Balladen« gesagt wird, »das Silbenmass sei das der altschwäbischen Minnesinger, mit den Nachlässigkeiten Wickrams, Waldis, Fischart, Fuchsens[5],« und auf dem Titelblatt der »Altenglischen und altschwäbischen Balladen« »in Eschilbachs Versart« steht, so vermochte und vermag das keinen Kundigen zu täuschen darüber, dass der erste Anstoss zu dieser Dichtung nicht etwa aus Percy oder den mittelhochdeutschen Epen, sondern aus der deutschen Balladenpoesie stammt.

---

[1] Deutsches Museum 1780, Bd. I. S. 30 Anm.

[2] Es ist die durch Lachmann so berühmt gewordne Stelle von Rûmoltes rât, Parzival 420, 20 ff.

[3] Brief an Schinz, nur August 1780 datirt, jedenfalls den letzten Tagen des Monats angehörend. — Man verzeihe den ungelenken Ausdruck des Textes; er giebt genau wieder, wie weit in diesem Punkt Bodmers Denken gekommen.

[4] Gleich im ersten Band des Museums finden sich Stolbergs Elise von Mansfeld (I. 161), Bürgers Hund in der Pfennigschenke (I. 279), Schön Suschen (I. 281), Lenardo und Claudine (I. 451).

[5] S. III.

In diese schon eine Zeit lang geübte poetische Manier[1] werden nun im August 1780 altschwäbische, in vorwiegender Anzahl Nibelungenstoffe, hineingezogen. Es sind drei interessante Themata, die Bodmer zu diesem Zweck aus unserm Gedicht ausgewählt hat: eins, das von jeher seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, der Streit der Königinnen, in dem er, wieder Homer zum Vergleich heranziehend, um von vorn herein einen etwaigen Vorwurf der Grobheit von den alten Zeiten fernzuhalten, mehr Höflichkeit erkennen will als in Agamemnons Zank mit Achilles[2]; das andre, das wir 1757 vermissten, Sigfrids Ermordung; und das dritte, welches zeigt und durch die Berufung auf Shakespeares Feen- (er meint wohl Hexen-) scenen deutlich ausspricht[3], wie sehr seine Ansicht über das Wunderbare sich geändert hat, die wahrsagenden Meerweiber an der Donau.

Nibelungenstoff im Balladengewand. Man kann sich sehr wohl vorstellen, wenn der Ton ein ernster und gehaltener ist, dass dadurch eine treffliche Wirkung erzielt wird. Steht doch die moderne Ballade den Nibelungenliedern, wie sie unser grösster Kritiker aus einer Anzahl enger und loser anschliessender Hüllen mit sicher greifendem Finger herausgeschält hat, gewiss sehr nahe. Aber ein ausserordentlich feiner Kunstsinn und eine feste Behandlung des Versmasses wäre nöthig gewesen, solche Lieder vor den bänkelsängerischen Auswüchsen der damaligen Balladenmanier energisch zu verwahren. Nichts davon hat Bodmer besessen. Ungezügelt läuft unter seiner Hand der Rhythmus — wenn man da von Rhythmus reden darf — hin und her, gerade wie es ihm beliebt. Bald scheint er die keusche Wellenlinie der Nibelungenstrophe inne zu

---

[1] Die ersten Balladen Bodmers werden an Schinz 30. Juli 1777 schon erwähnt; bei der Wahl und Gestaltung des Versmasses hat er auch an Chaucers Tales gedacht (3. September 1777).

[2] An Schinz. 9. August 1780.

[3] Altengl. und altschwäb. Balladen S. 194: »In den wahrsagenden Weibern ist eine Originalität, wie in Shakespears Feen, von welchen man gesagt hat, dass kein anderer in Shakespears Zauberkreis treten dürfe.«

halten[1]; bald platzt, von einer Unzahl von Silben gedrängt, jegliche Form auseinander[2]. Wenn Bodmer auch den Unterschied des Wolframschen und Fischartschen Verses recht gut kennt, so muss man ihm auf Grund dieser Verse jedes Gefühl für Schönheit des Rhythmus direct absprechen. Auch für frühere Zeit ist zu erweisen, dass sein Ohr für den Klang der Worte in gebundener Rede unempfindlich war.

Und ferner: gewiss hatte mitunter Bürger, in irre geleiteter volksthümlicher Absicht, an pöbelhaften Ausdrücken die Grenze des Möglichen hart gestreift. Aber wirklich das Unmögliche scheint erreicht, wenn Bodmer, an Sigfrids Mord mahnend, die Meerweiber zu Hagen sagen lässt:

> Gedenke alsdann der falschen That,
> Wenn ein blödes wehrloses Weibsbild
> Dir die starken Glieder verhaut,
> Und das Weibsbild ist die schöne Chriemhild,

obgleich nicht in den Balladen selber, sondern in einem Nachtrag von drei Versen, der auf Bodmerscher Erfindung beruht, dies Ungeheuerliche vorkommt[3]. Sonst hat vor solchen Sachen der enge Anschluss an die Nibelungen bewahrt. Indessen finden wir noch seltsame Ausdrucksweisen: »Er spitzte die Augen und nahm bald wahr« (S. 152), »Bey ihr waren zwo mehr« (soll heissen »noch zwei«) (S. 160), »Und da er den Kapellan Bey dem Heiligthum sah, Mocht er des nicht geniessen, Zu ihm ward Hagen gach« (S. 164), »Ich beweis es mit dem Gürtel, Dass Sivrit ward dein Knabe« (S. 175) (soll heissen »Dein Buhle«), und eine Menge Aehnliches. Gunther, wie er Sigfrid wegen der Verkebsung Brunhildes durch seine Schwester zur Rede stellt, sagt köstlich platt:

---

[1] Z. B. S. 156: Die Ritter liefen nahe,
Wo er erschlagen lag,
Es war den Biderben allen,
Ein freudeloser Tag.

[2] Z. B. S. 154: Da der zum Tode verwundete Mann
Das Schwert und den guten Ger nicht fand.
S. 169: Ich hab einen so streitbaren Mann.
S. 175: Wie bin ich zu dieser Schmach gebohren.

[3] S. 195.

Gerühmt sollst du dich haben,
Du wärest Brunhilden erster Mann,
Das sagt die Frau Chriemhild,
Sivrit, hast du das gethan[1]?

Aus einigen der angeführten Stellen ist schon zu erkennen, wie eine Menge Unverständlichkeiten darauf beruhen, dass das Mittelhochdeutsche bloss in die neuere Orthographie umgeschrieben ist. Durch Aufnahme archaistischer Worte und Wendungen sofort Stimmung zu schaffen, war in der Balladendichtung Mode. Aber gewiss ist mit diesem mitunter sehr wohl angebrachten Kunstmittel nie ein solcher Missbrauch getrieben worden, wie bei Bodmer. Wo ein neues Wort nicht gerade in den Vers oder Reim passt, nimmt er ungenirt das alte; wo eine alte Wendung ihm Schwierigkeiten der Uebersetzung bereitet, lässt er sie unübersetzt stehn. So entsteht eine Art Sprachragout, bei dem selbst der Germanist sich manchmal besinnen muss, was die Worte bedeuten[2]. Und das zu einer Zeit, die das strengste Uebersetzungsprogramm soeben ausgearbeitet hatte! Wenn die 1767 erschienene »Rache« keine bedeutende, aber eine nach der guten Seite hin erträgliche Leistung war, so ist es betrübend zu sehen, wie Bodmers Eigenliebe einen Augenblick hat glauben können, durch solche Machwerke die Deutschen für ihre Vergangenheit zu begeistern.

Es ist Zeit, den Blick auf Erfreulicheres zu wenden. Mag man diese Unfähigkeit der Nachschöpfung Bodmers dichterischem Unvermögen überhaupt oder einer senilen Impotenz zuschreiben, dass die Nachempfindung der alten Poesien unter solchen Mängeln wesentlich gelitten hätte, ist nicht zu ersehen.

---

[1] S. 176. Ein edler Ton herrscht S. 158 in den drei ersten Zeilen:
Die Blumen allenthalben
Waren von Blute nass,
Nun rang er mit dem Tode,
aber Zeile 4 schon verletzt uns:
Er that nicht lange das.

[2] Wer versteht z. B. gleich »Wete« = wæte, Dativ von wât? (S. 15, Z. 12). So S. 156 »der falsche Mayn«, S. 157 »die Magen«, »Mich reut Chriemhild«, S. 160 »gach«, S. 162 »wesen« u. s. w. Völlig unerträglich wird die Häufung der alten Worte in der Iestute, S. 178 ff.

Und noch ist eine interessante Thatsache zu verzeichnen. So fern liegt Bodmer jetzt der ein halbes Jahr zuvor im Aerger hingeworfene Gedanke, sich um die Nibelungen nicht mehr zu kümmern, dass er in der That den etwa zu derselben Zeit, aber damals kaum im Ernst ausgesprochnen Plan, das Gedicht in eins, das den Anforderungen strenger Einheit genüge, umzuwandeln, auszuführen beginnt. Glücklicherweise — so muss man, wenn man die Balladen vor Augen hat, sagen — nicht als Gedicht, sondern zunächst in prosaischem Entwurf[1]. Er will beginnen mit dem Streit der Königinnen um den Vorzug ihrer Gatten: Kriemhild in wildem Zorn schilt Brunhilden Sigfrids Kebsweib; obgleich Sigfrid mit einem Eid von dieser Bezichtigung sie und sich reinigt, bleibt Groll und Argwohn eines Geheimnisses in Brunhildens Busen. Unablässig setzt sie Gunthern zu, und dieser ist schwach genug, ihr die Begegnisse des Kampfs in Isenstein wie die Abenteuer der Brautnacht zu offenbaren. Um so erbitterter wird der Königin Sinn: »Sie musste sich selber Chriemhilden Vorzug an Schönheit, Sivrids an Stärke, bekennen; der Gram, der sie darüber ergriffen, fiel Hagen in die Augen. Er war lange her auf Sivrit neidisch, den allein er für einen stärkern erkannte, er machte mit Brunhilden Anschläge aufs Sivrids Leben. Indessen widersagten die Sachsen und Dänen den Burgunden.« Die Wunder der Tapferkeit, die Sigfrid in diesem Feldzug verrichtet, halten Gunther lange ab, seine Einwilligung zum Morde zu geben. Endlich erfolgt sie. Nachdem Hagen heimtückisch den verwundbaren Fleck Sigfrids von Kriemhilt erfahren, stösst er ihn auf einer Jagd meuchlings nieder. Und das andre wie in den Nibelungen.

Was soll man zu einem solchen Plane sagen? Die Einheit herzustellen ist er im allgemeinen wohl geeignet. All das unorganisch vorne an Stehende ist mit richtigem Blick fortgelassen. Nur ist übersehen, dass mindestens die Verhältnisse der Personen am burgundischen Hofe vorher oder wenigstens gleichzeitig exponirt werden müssen. Aber besonders in einem Punkte trifft er den Geist der altgermanischen Zeit nicht.

[1] Altschwäb. und altengl. Balladen S. 196.

Wenn Gunther Brunhilden den wahren Sachverhalt sowohl des Werbekampfs auf Isenstein wie des Ringens in der Brautnacht unumwunden darlegt, liegt es nicht im Wesen ihrer kraftstolzen Natur, zunächst dass sie den Schwächling Gunther unsäglich verachtet, dann dass sie trotz der Täuschung, die er an ihr begangen, fortan keinem andren als Sigfrid unterthan sein will? Und dass sie sich den Weg zur Vereinigung mit ihm über Kriemhilds und Gunthers Leichen bahnt? Und auch, wenn man sagt, Gunther sei ihrer Rache zu klein und Sigfrids verschmähende Haltung ihr gegenüber zu beleidigend, als dass sein Tod nicht unerlässlich erscheine, so ist dann doch die Fortsetzung des Gedichtes, wie sie vorliegt, unmöglich gemacht; wie kann ihr Verhältniss zu Gunther ferner bestehn[1]? Ausserdem liegt ein embarras de richesses in dem unausgenutzten Motiv, dass sie auf Kriemhildens Schönheit eifersüchtig sein soll. Das hätte ja doch nur einen Zweck, wenn sie Sigfriden liebte. In psychologischen Dingen ist, wenn ich Goethes Wort anwenden darf, Bodmer Zeitlebens ein Kind geblieben. So hat in diesem Plan eine Bedeutung nur der Gedanke, den Streit der Königinnen zum Ausgangspunkt zu machen.

Noch immer sind wir im August des Jahres 1780. Mit diesem Monat endigt vor der Hand die Arbeit und, soviel zu sehen ist, das Interesse an den Nibelungen. Neue Beschäftigungen drängen sich in grosser Fülle auf; die übrigen Epen des St. Gallischen Codex werden abgeschrieben, aus dem Gothaischen Manuscript der Eneit Auszüge veranstaltet.

Das alles aber ist vollendet, ehe noch eine Spur sich davon findet, dass Müller sich altdeutschen Studien zugewandt hat. Die kleinen Aufsätze Bodmers in den »Literarischen Denkmalen«, zum Theil die im »deutschen Museum« sind erschienen, das für die »Altenglischen und altschwäbischen Balladen« Bestimmte soll nächstens in den Druck wandern. An die Veröffentlichung eines ganzen Werks hat Bodmer gar nicht ge-

---

[1] In der altnordischen Sage tödtet sie sich an Sigurds Scheiterhaufen. Allerdings kommt hier hinzu ihre Liebe zu Sigurd, die in schmählicher Weise getäuscht und durch Sigurds Liebe zu Gudrun aufs äusserste verletzt worden ist.

dacht. Wohl, wenn ein Zürcher Begeisterung dafür gezeigt oder ein Verleger sich selbst bereitwillig erklärt hätte, würde er auch jetzt noch alles aufgeboten haben, seine geliebten Altschwaben der Vergessenheit zu entreissen. Aber dem schwerbeweglichen, in Zürich geistig isolirten Manne fehlt die Initiative. Rührend ist trotzdem, wie mit väterlicher Neigung er um die Rettung der alten Dichter besorgt ist. »Wie kömmt es,« fragt er sich einmal selber, »dass ich dieser Begierde nicht widerstehen kann, ungeachtet ich die Eitelkeit dieser Bemühungen lebhaft erkenne? Ich sehe zuvor, dass den Motten und Maden gearbeitet wird[1].« Aber dann fasst er wieder den Plan, »alle seine Manuscripte über die altschwäbische Literatur in einen besondern Coffre zu legen und daraus ein Fideicommissum zu machen,« und spricht die schöne Hoffnung aus: »vielleicht dass einmal ex nostris ossibus einer entsteigt, der meine Wärme für sie hat[2].« Und eine praktischere Gestalt gewinnen diese Gedanken, wenn er in betreff seiner jetzt gemachten Copien wieder mit den Deutschen anknüpft und durch Boie im deutschen Museum ankündigen lässt[3], er werde mit seinen Abschriften nicht zurückhaltend sein. Er meint damit, wenn jemand eine Abschrift von Parzival, den Nibelungen, Karl Pipins Sun, Wilhelm von Oranse — diese sind dort ge-

[1] An Schinz. 6. September 1780. Kurz vorher steht: »Was ich von Eschilbach abschreiben lasse, soll noch besser verwahret werden als in der Stadtbibliothek, in welcher sie wie verborgen liegen. Und, da sie izt jedem Copisten leserlich sind, könnte nicht einer, der um Lohn schreibt, Copien davon nehmen und sie mit Profit an die Wienerische, die Gothaische und die Wolfenbüttelsche Bibliothek verkaufen; vielleicht auch ein Verleger, der ein Speculant wäre . . .« Also der alte Plan ist neu geworden.

[2] An Schinz. 13. November 1780.

[3] 1781, Bd. I. S. 287. Vergl. dazu an Schinz 29. Sept. 1780: »Wenn ich Boien schreibe, soll ich nicht Lessingen durch ihn anerbiethen, dass ich für die Wolfenbüttelsche Bibliothek aus dem Codice membranaceo Sancti Galli Parcifal, die Nibelungen und Wilh. von Oranse wolle abschreiben lassen, wenn man mir zu dem Ende ein procura schicket. Es diente zur Erhaltung dieser Werke.« 4. October 1780: »Ich wollte Lessing alle Dienste zum Besten der Wolfenbüttelschen Bibliothek thun, wenn er sie annehmen wollte.«

nannt — wünsche, so wolle er sie in Zürich unter seinen Augen von seiner Abschrift nehmen lassen[1].

Der Brief an Boie, der diese Notiz enthält, ist vom 8. November 1780 datirt, aber da er spät in Boies Hände gelangte[2], ist erst im März des folgenden Jahres die betreffende Stelle abgedruckt. Inzwischen hatte Christoph Heinrich Müller, »Lehrer der Philosophie am königlichen Gymnasium in Berlin,« im November 1780 des Museums[3] die öffentliche Erklärung gegeben, wenn eine Gesellschaft von dreissig Abonnenten zusammenträte, so sei er erbötig, den Druck von Bodmers altdeutschen Handschriften zu übernehmen.

---

[1] So erklärt Bodmer selber seine Worte in einem Brief vom August 1781 an Müller.

[2] S. Anhang 1.

[3] Bd. II. S. 461.





2. CHRISTOPH HEINRICH MÜLLER.

Ueber Müllers[1] Entwicklungsgang und Geistesart ist so wenig bekannt, dass es sich wohl verlohnt, was über ihn zu erreichen möglich ist, zusammenzustellen.

1740 geboren, 1763 »examinirt[2]«, war er Bodmers Schüler gewesen, in Bodmerschen Ideen aufgewachsen. Er war auch in politischer Gesinnung von Bodmers republicanischem Liberalismus nicht unbeeinflusst geblieben; erwärmte sich der Greis in ungewöhnlichem Masse für Jean Jacques Rousseau[3], so glühte des Jünglings ganze Seele bei dem heiligen Namen. »Einen grossen Verlust habe ich erlitten an Rousseau,« so klagt er, wie der fast Angebetete dem irdischen Geschick unterlegen war, »diesem Menschen, den mein Auge nie sahe, dessen Sprache ich nie vernahm, der nicht einmal meine Existenz kante, diesen liebt ich wie ein Sohn seinen Vater liebt; ein Leben, das Leben in der Tugend, in ächtem Menschengefühl, hatte ich diesem göttlichen Mann, diesem Vater vieler tausend edler Empfindungen zu danken — er ist nicht mehr und die Wellt hat für mich die Hälfte ihres Schmukes verlohren.« Und gleich die Fortsetzung zeigt, wie eng das Band war, das diese drei Geister verknüpfend umschlang: »Noch lebt mir Bodmer, dem ich nicht weniger zu danken habe, der mich kennet, und

---

[1] Zuerst schreibt er seinen Namen durchgängig Müller: Myller erst, wie er auf eine von Bodmers orthographischen Schrullen, die bekannt genug ist, eingeht.

[2] S. Holzhalb, Supplement zu dem allgemeinen Helvetisch-Eidgenössischen oder schweizerischen Lexikon von Hans Jacob Leu. Bd. IV. (1789) S. 232.

[3] Mörikofer 232.

der sich zuweilen meiner mit Güte erinnert; der Theil Liebe, der mit Rousseau Verklährung verwaiset ist, ist ihm als dem nähesten Erben zugefallen, und ich liebe ihn, ich schäze ihn mit doppelter Fülle[1].«

So etwas Rousseauisch Unfertiges hat Müller sein ganzes Leben behalten. Wie bei Rousseau reizt bei ihm — wenn Grosses und Kleines zu vergleichen erlaubt ist — die Originalität der Gedanken, die dann und wann recht ansprechende Frische und Lebhaftigkeit der Empfindungen. Es ist die Frische nicht des thatkräftigen Mannes, sondern eines Kind Gebliebenen. Und es gemahnt an das Schicksal des Genfer Philosophen, wenn Müller 1767 genöthigt ist, sein Vaterland über Hals und Kopf zu verlassen.

Die Genfer Unruhen, von dem Gährungsstoff Rousseauischer Ideen emporgetrieben, brachen in heftige, zum Theil brutale Conflicte der Parteien aus. Ueberall in der Schweiz bei den freiheitlich Gesinnten Beifall und Hoffnung, bei den Anhängern des alten Systems Unwillen erregend. Ueberschritt selbst Bodmer damals in seinem Eifer für Volksfreiheit, Gleichheit bei der Abstimmung, Aufhebung der Censur ein wenig die Grenzen der Klugheit[2], so wird man es begreiflich finden, dass die der Schranken ungewohnte hochstürmende Jugend sich in noch viel ungemässigterm und rücksichtsloserm Tone vernehmen liess. Einer solchen Unbesonnenheit ist Müller zum Opfer gefallen; er schrieb ein Pamphlet, das ich nur in der französischen Uebertragung kenne. Der Titel dieser lautet: »Dialogue entre un paysan, son sousbaillif et un conseiller. Trad. de l'Allemand. Genève« [1767][3].

Die Vertreibung und schleunige Flucht Müllers aus Zürich muss in den ersten Monaten des Jahres 1767 stattgefunden haben. Tief litt Bodmer darunter. »Indessen irrt Müller,« so klagt er seinem Sulzer, »ohne Geld und ohne Empfehlung im exilio herum. Sein Aeusserliches verspricht nichts von dem

---

[1] Müller an Bodmer. 13. Hornung 1779.

[2] Mörikofer S. 233 unten ff.

[3] Ein Auszug ist in Anhang 5 gegeben. Es ist eine mitunter in recht spitzen Worten ausgesprochene Weigerung, der Zürcher Regierung zu gehorsamen bei Ausführung ihrer Absicht, die Genfische Volkspartei mit Waffengewalt zur Annahme der sog. Mediation zu zwingen.

innerlichen Schönen. Man darf ohne Verdacht nicht sein Freund sein.« Eine wehmüthige Betrachtung, die mitunter in Rousseausche Pointen ausläuft, schliesst sich daran: »La vie d'un homme peut donc être la victime d'un instant d'imprudence. La bonne intention peut avoir les suites les plus funestes. On pardonne aux souples intrigues du crime, on ne pardonne point aux efforts de la vertu. La morale du monde a donc raison de dire: soyez laches et prudents, et vous serez au-dessus des loix, et vous vivrez au gré de vos caprices et de vos passions.« Und zum Schluss der herzbeklemmende Seufzer: »Ich habe kaum das Herz, diese Empfindungen dem Papier anzuvertrauen.«

Ich muss um Verzeihung bitten, wenn die nachfolgenden Thatsachen vorwiegend mit den Worten der Quellen wiedergegeben werden. Doch ist eine andre Darstellung hier, wo es darauf ankommt, zunächst das Material zur Kenntniss zu bringen, nicht wohl möglich. Am 21. Juli 1767 schreibt Sulzer an Bodmer: »Den von Ihnen verbannten Müller hat man mir von Winterthur[1] aus näher bekannt gemacht, und ich wünschte, dass es eher geschehen wäre, da es bey mir stuhnd, ihm hier eine Stelle an dem Kön. Gymnasio zu verschaffen. Man hatte mir aber von seinen Studiis nichts gesagt, und ausdrüklich versichert, dass er sich von den Studiis zu der Landwirthschaft begeben habe. Vielleicht könnte ich ihn noch anbringen, aber er müsste unverzüglich hieher kommen. Wenn dieses möglich zu machen ist, so helfen Sie mir dafür sorgen, das übrige nehme ich auf mich.«

Die Absicht gelingt; schon am 30. November 1767[2] weiss Johannes Zellweger der Sohn, »dass Müller ein Professorat in Berlin erlangt habe.« Um dieselbe Zeit hat die freisinnige Partei in der Schweiz aller Orten für den Vertriebenen gesammelt; einer der Collecteure ist Bodmer gewesen.[3]

Am 23. Januar 1768 schreibt Bodmer an Sulzer: »Ich weiss es allein von unsers Exulanten Müllers Freunden, dass

---

[1] Von dem Schulthess Sulzer?

[2] Brief an Bodmer von diesem Tage.

[3] Geht aus den Briefen Joh. Zellwegers des Sohns an Bodmer aus dieser Zeit hervor.

Sie mit Vaters-Freundschaft so glüklich für ihn gesorget haben. Als ich mein Letztes an Sie schrieb, kam noch niemandem in den Sinn, dass er nach Bresslau oder Berlin gehen würde. Seine Beförderung ist auch schon den représentants in Genf bekannt und sie haben darüber so viele Freude, als wenn er einer von ihnen wäre. Ein Ungenannter hat sein verurtheiltes Gespräch ins Französische übersetzt, und es ist in Genf, durch was für Wege ist mir unbekannt, vermehrt und verbessert ans Licht gekommen. Gewisse Leuthe hier sind mit dem Glücke nicht zufrieden, welchem sie ihn durch seine Verbannung entgegen geschickt haben. Sie haben mich in Verdacht, dass ich ihn bey Ihnen empfohlen. Und wer weiss besser als Sie, mein Liebster, dass ich an diesem guten Werk unschuldig bin. Wenn es Herrn Müller noch kränkt, dass man ihm seine Vaterstadt verbothen hat, [so sagen sie ihm], wenn er in einer Zeit von zehen Jahren Lust haben werde, wieder in seine Heimath zurückzukommen, dass tausend Wahrscheinlichkeiten seyen, dass ihm der Zugang dahin wieder eröffnet werde.«

Aus diesem Jahr stammt auch der erste Brief Müllers an Bodmer, der sogleich einen eigenthümlichen Ton anschlägt. Und das traurige ist, dass dieser Ton lange Jahre, so weit wir irgend sehen können, fortdauerte.

»Berlin, den 8. Heum. 1768.

Keine Entschuldigung, dass ich Ihnen nicht geschrieben habe, ich habe keine, keine als meine Verlegenheit, meine Umstände que je maudis et bénis tour-à-tour, kaum bin ich politischen Pedanten entgangen, so kom ich unter gelehrte; theologische, critische, philologische, und der Himmel mag zusehn, wie ich ohne beschnitten zu werden aus den Zänken [?] [1] dieser Tüken entrinne. Ich mache gewöhnlich jedem kommenden Tag ein Gesicht, und versöhne mich wieder mit ihm wenn er zu Ende ist, kaum fühl ich mich anderst als unangenehm und die Gegenstände von ihrer wiedrigen Seithe, und die Sensation von mir in dem Publico ist eben auch nicht die beste, bald möchte ich mich mit jenen Gözen vergleichen, die der Kluge

[1] Oder Zänen?



verachtet, weil sie Gözen sind, und der Pöbel, weil sie bemerken, dass sie zu schaden zu blöde sind und zu wenig Kräfte haben. Die Helfte meiner Seele, meines Geists, meines Genies spukt in einer schweizerischen Wildniss herum, hier ist alles Sand und Sümpfe und wird in Sand und Sümpfe verwandelt, ein concreter Kopf hat hier keine Nahrung, der Geist kann ewig schlafen, die öde Stille der Langenweile wird ihn niemahls aufweken, wer Hunger hat, gut auf die Zähne kauen und einen halben Tag nach einem Bilde schnappen kan, der bringt in zehn Jahren doch noch eine Ode zustande, und wenn Ramler noch lange lebt, können wir doch eine ziemliche beträchtliche Samlung poetischer Winde bekommen.

Sehn Sie, Edelster Gönner, meine Klagen haben etwas so sauersüsses, das ist so ekelhaftes, dass ich das Ende meines Briefes beschleunigen werde, dan wie werde ich das Klagen unterlassen können, da ich es schon bald ein Jahr lang zwischen meinen Zähnen — verbissen habe, zwahr ist dieses weder derjenigen Empfindung noch derjenigen Moral gemäss, die ich jez Tag und Nacht studiere, nachdem ich meine kleinstättische Tugend und altmödischen BonSens unter beständiger gene erst ganz ausgeschwizt habe — oder haben möchte, denn so weit wird es ein Mensch von 28 Jahren kaum bringen können. Ja wenn ich an alle die wichtigen inutilitäten gedenke, die ich noch zu lehrnen habe, ehe ich hier auf meinen eignen Füssen stehen kan, so wünsche ich erst jenne Scene auf dem Untersee am Rhein zurüke, wo ein schwankendes Eis auf meiner Flucht die einige Scheidwand zwischen Leben und Tod war . . so quäle ich mich oft mit Vergangen und Zukünftigem, bis ich allen meinen Stolz zusammenfasse, der Wellt eine filosophische Faust mache, spöttisch auf sie über meine Nase herabsehe, mich schnell in meinen Zohaut [?] zu Bette lege und für einige Augenblike glüklich, das ist fühllos bin — Seyn Sie immer wahr glüklich, gesund, seyn Sie mir immer gewogen, so wird die Hofnung, einst mein Vatterland wieder zu sehn, mir vieles Unangenehme versüssen, und diese Hofnung wird dadurch desto gegründeter werden, ich bin mit allem möglichen Atachement

Ihr ganz ergebner Müller.«

Ich muss gestehen, dass der erste Theil dieses Briefes mit seinen unvermittelten fliessenden Gedankenübergängen einen forcirten, ja affektirten Eindruck auf mich macht. Eine Seele, die in schmerzlichen Empfindungen wühlt, und mit der Zeit an ihnen Gefallen findet; eine Art von Genie, das sich freut, vor den andern durch seine Leiden hervorzuragen, das mit der Krankheit des Weltschmerzes ein wenig coquettirt: so zeigt sich hier Müller. Aber die Sache auch hat eine viel ernstere Seite. Schon ein Jahr lang befindet sich Müller in Verhältnissen, wie er sie vorher, zumal nach seiner Vertreibung, nicht hätte träumen können. Zwar scheint aus dem Brief hervorzugehn, dass er vor der definitiven Anstellung noch eine Leistung darbieten musste. Aber sein Leben bewegt sich doch ganz in aufsteigender Linie; er konnte gewiss sein, dass, was aus ihm zu machen möglich war, Sulzer aus ihm machen würde. Und doch der ganzen Welt gegenüber diese »sauersüsse« Miene, dies wegwerfende, verachtende Gebahren. Daneben, wie es so natürlich ist, die inbrünstige Hingabe an ein Entferntes, ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Unmöglichen. Die trübe Atmosphäre, die über der Rousseauschen Geisteswelt lag, war dieser Seele zu schwer geworden. Sie hat nicht die Zähigkeit der schon lange und anderswoher gefestigten Bodmerschen Natur, aber noch weniger die Elasticität und Repulsionskraft des Goetheschen Wesens. Der tiefe Zug des Missmuths, der Unzufriedenheit und der Menschenscheu ist nicht wieder von Müller gewichen. Er selbst spricht es einmal klar und deutlich aus, dass sein Dichten und Trachten ein phantastisches, dem wirklichen Leben entfremdetes war[1]. Wie sein Stil, so entbehrt sein Geist des Haltes.

Als ein solcher stellt er sich uns auch ferner dar. Mit geringen Kräften und mässiger Mühe glaubt er alles vollbringen zu können. Da ist es denn kein Wunder, wenn in schneller Folge seine Pläne und Absichten wechseln. Es ist ein klägliches Schauspiel zu sehen, wie der Arme, dem keiner der vorhandnen Lebensinhalte genügt, und dem, sich einen eignen zu schaffen, die Kraft versagt, nach einem ihn aus-

---

[1] Körte S. 406 Anm.

füllenden Dasein förmlich herumtastet. Aber das alles spielt sich innerlich ab; seine äusseren Verhältnisse bleiben dieselben; erst nachdem er zwanzig Jahre lang, und, soviel zu ersehen möglich ist, durchaus zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten[1], die Berliner Stellung bekleidet hatte, ist er, wohl durch Krankheit genöthigt, ins Privatleben nach Zürich zurückgekehrt.

Der Plan seiner altdeutschen Thätigkeit ist eben so hastig und unüberlegt ergriffen (ja zum Theil durchgeführt) worden, wie die meisten seiner andren Pläne. Das Genauere bietet das nächste Capitel. Aber es scheint, wie er, wieder etwas krankhaft phantastisch, diese Mühen auf sich geladen hat, dass ein frischer Zug männlicher Thatkraft ihn zu durchwehen beginnt. Es thut ihm wohl, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, es hebt und kräftigt sein Selbstbewusstsein, von Fürsten und von der Nation ehrende Beweise ihrer Achtung und Anerkennung zu empfangen. Aber nur zeitweilig ist sein böser Dämon von ihm gewichen. Wie seine Arbeit an der »Samlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert« vollendet ist, oder besser aufgehört hat[2], sinkt er wieder in seine vorige Thatlosigkeit zurück, und ist in der Geschichte der germanischen Philologie der Name Müller ein todter. Wie er in so vielen Dingen, z. B. in seinen aesthetischen Ideen und Urtheilen[3], von Bodmer abhängig ist, so bezeichnen auch seine altdeutschen Leistungen gerade das Mass dessen, was Bodmer ihm gegeben oder worauf Bodmer ihn unmittelbar verwiesen hat. Nach dem Wegfall der Bodmerschen Anregung sich in den germanistischen Bestrebungen der Zeit eine eigne führende Stellung zu erobern, für die ihm seine Vorarbeiten eine gewisse Berechtigung und eine feste Stütze gaben, ist ihm nicht in den Sinn gekommen.

---

[1] Vrgl. ausser andrem eine briefliche Mittheilung Bodmers an Schinz vom 3. September 1781, Hofmann, des Prinzen Heinrich von Preussen Majordomus, habe ihn besucht und Müller ein ausnehmendes Lob gegeben.

[2] Auf Grund des Bodmerschen Wissens, ja selbst der öffentlichen Andeutungen Bodmers, war noch mehr zu leisten möglich.

[3] Vrgl. Bächtold, »Goethes Iphigenie in vierfacher Gestalt« S. VII. über Stella; den Ausfall auf Götz von Berlichingen in der »Samlung deutscher Gedichte u. s. w.« Bd. I., »An Freunde altdeutscher Literatur,« hinter der Eneit vor Got Amur.

Mögen einige zu grossem Theil ungedruckte briefliche Nachrichten Sulzers an Bodmer das über sein Schicksal und seine Geistesart Gesagte bestätigen und ergänzen.

Sulzer an Bodmer. 29. März 1768:

»Es ist hier noch nicht ausgemacht, ob Herr Müller hier wol oder übel angekommen ist. Sein Vatterland und der Umgang mit einigen Freunden, die gänzliche Unabhängigkeit und ein sorgenloses Leben hangen ihm gar sehr am Herzen. Sich selbst traut er zu wenig zu, und er selbst kann sich nicht ermunteren. Es war ihm doch schon eine grosse Erquickung, dass Sie seine Aussöhnung und seine Zurückkehr vorhersagen; wie schlecht ist es, dass ein Mensch, der sein Vatterland so sehr liebet, von demselben soll verbannet seyn? Und wie niederträchtig war es von Ihren Häuptern gedacht, wenn sie in der Verbannung ihn noch mit ihrem Unwillen verfolgen wollten?«

Bodmer an Sulzer. 1. April 1768:

»Es scheint nicht, dass Müller die Grossmuth der Macaria[1] habe, die sich aus freyem Willen zum Söhnopfer gegeben hat, ihre Brüder, die Heracliden, von den Waffen des Eurystheus zu retten. Er ist der einzige, der um der Genfer willen noch leidet. L[ambert] ist aus der Bastille entlassen. In diesem Drama sind die Protagonisten ungestraft und ohne Blut davon gekommen. Sie haben nur Wunden an ihrer Ehr und Namen, die kein Blut geben, empfangen.«

Sulzer an Bodmer. 4. Juni 1768:

»Der Brief an Hrn. Müller hat seine gute Würkung gehabt und ihn ganz munter gemacht. Sorgen Sie dafür, dass von Zeit zu Zeit ihn jemand erinnert, dass er einmal sein Bürgerrecht wieder zu hoffen habe.«

Aus einem Brief Sulzers an Bodmer vom 9. Juli 1768 geht hervor, dass er Müller die Stelle erst verschafft, nachdem er ihn persönlich gesehn.

Sulzer an Bodmer. 6. October 1768:

»Müller scheinet sich nach und nach in seinen Zustand zu schicken, wiewohl es damit sehr langsam zugeht.«

---

[1] Anspielung aufs Bodmers gleichnamiges Drama, das mit Sigowin und Adelbert zusammen in Zürich 1776 herauskam.



Vom 17. Juni 1769 existirt ein Brief Müllers an Bodmer:

»Nun ist der junge Herr Sulzer bei uns in Berlin angekommen, ich wollte mit der Beantwortung Dero Briefes, Herr Professor, warten, bis ich ihn persönlich gesprochen hätte; er hat sich lang in Leipzig und Magdeburg aufgehalten; allein er ist so munter, aufgeräumt (und in Ansehung der Sprache schon halb Brandenburgisch) angekommen, als ich vor zwei Jahren verlegen und zerstört war. Unsre zweite Frage war nach Ihnen, und Sie können urtheilen, wie Personen, die Sie so lieben und verehren, wie wir schweizerische Berliner, die Nachricht von Ihrer fortdaurenden Gesundheit und Zufriedenheit müsse gefreut haben. Man muss jene patriarchalische Sitten, die Ihre Gedichte auch den spätesten Enkeln empfehlen werden, nicht erdichtet, sondern selbst empfunden und geübet haben, um in Ihren Jahren die Weisheit des Alters mit der Munterkeit der Jugend verbinden zu können. Ich dachte immer, dass das Geschrei einiger Critiker oder Studenten Ihre Ruhe nicht stören könne, und wenn ich von dem Geschmack des hiesigen lesenden Publicum, welches aber auch noch nicht so zahlreich ist als man in der Schweiz glaubt, auf Deutschland überhaupt schliessen kann, so werden diese hexametrisirte und jambisirte Ampullen bald in ihr voriges Nichts verschwinden. Da ich die verhunzte Tragödie Richard III gesehen, waren auch Officiere um mich, die sagten, dieser Richard ist nichts als eine Bestie, und — wenn ich eine Bärenhetze sehen wollte, so brauchte ich nicht in die Comedie zu gehen. Politisch-republicanische Schauspiele[1] können hier nicht einmal verstanden werden, denn — ich weiss es aus eigner Erfahrung, welche ich lieber hier niemals gemacht haben wollte — alle Ideen von einem conjunctim handelnden Corps, das durch das Uebergewicht der Stimmen, nicht durch das »werde« eines einigen regirt wird, fehlen gänzlich in diesen Köpfen, und es ist die allergrösste Unmöglichkeit, solche Ideen zu erweken. Sie werden dieses nicht glauben können, allein es ist unstreitig wahr. Ich bin selbst nun ein Mitglied von einem solchen Corpore, und Professoren sollten doch zum wenigsten historisch

[1] Wie sie Bodmer dichtete und gedichtet hatte.

wissen, was Republik, was Freiheit ist. Aber — — Nun Hr. Sulzer wird mir das Unangenehme, das mein Beruf nothwendig mit sich führt, versüssen. Es fehlte mir bis dahin an einem aequal, so sehr ich Sulzer und Wegelin verehre und liebe, so — ich weiss nicht, was es ist — es dominirt immer die Ehrfurcht, und ich war es so sehr gewohnt, zu lieben und geliebet zu werden, und mit Freunden von gleichem Alter Freud und Leid zu theilen, dass mir bis dahin etwas Wichtiges zu mangeln schien. Aequalen nach meinem Geschmak fand ich hier nicht, man sieht hier die Sachen bloss von der Seite des Wizes oder der Ceremonie und selten von der Seite der Empfindung an, und so musste ich in den meisten Gesellschaften einen Standpunkt wählen der mir nicht natürlich war, u. s. w.«

Der Brief, in seinen Urtheilen interessant und eine Seite des Müllerschen Charakters aufweisend, für die wir heute nicht unempfindlich sind, ist nüchtern, klar und beinahe mit einer freudigen Gefühlsaufwallung geschrieben. Er zeigt einen auffälligen Gegensatz zu dem vorigen. Bodmer wird mit »Herr Professor« angeredet. So erscheint die Vermuthung naheliegend, dass Bodmer selber dem erst so Stürmischen seine Leidenschaftlichkeit und deren Gefahren vorgehalten, ihn zu ruhigem hoffnungsvollem Ausharren und fester Selbstzügelung ermahnt habe. Aber schon die nächste Nachricht lässt ersehen, dass die dunklen Mächte in seinem Gemüth wieder die Oberhand gewonnen haben.

Sulzer an Bodmer. 13. Juli 1770:

»Wenn Hr. Müller Ihnen nicht schreibt, so ist es Hypochondrie. Er hat freilich verschiedentlich gegen Dummheit und gegen Bosheit zu kämpfen, hat aber dabey solche Unterstützung, dass ihm der Sieg immer gewiss ist. Deswegen aber wird er doch verdriesslich.«

Sulzer an Bodmer. 8. December 1770:

»Ich höre, dass unter der Hand an der Wiedereinsetzung des guten Professor Müllers gearbeitet wird. Ich wollte diesem ganz braven Mann die Freude wohl gönnen, wieder ein Bürger von Zürich zu seyn. Helfen Sie auch mir zu Gefallen, die Sache zur Richtigkeit zu bringen.«

Bodmer an Sulzer. anno 1770 deficiente:

»Von der Wiedereinsetzung des guten Professor Müllers höre ich weniger als Sie. Ohne diese requête von ihm selbst wird sie nimmermehr zu Stande kommen; und izt ists noch zu früh, daran zu arbeiten.«

Bodmer an Sulzer. 1. September 1771:

»Ich schike unserm Wegelin auch einige Grazien im Kleinen[1], mit derselben Bitte, dass er sie durch die dritte Hand ausstreue. Hat unser Müller nicht auch Correspondenten, denen er sie zufertigen kann? Wir haben nicht viel Vergnügen von seiner Versetzung nach Berlin, und noch weniger Nuzen hat der Geschmak von seinen Bemühungen. Doch es sind nur nicht Bemühungen.«

Dann ein wieder unruhigerer Brief Müllers an Bodmer vom 1. August 1772.:

»Verehrungswürdigster Herr Professor!

Kaum werden Sie sich meines Namens noch erinnern, da ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Aber vergeben Sie mir diesen Mangel der Aufmerksamkeit, ich würde Ihnen von mir immer nicht ganz heitere Nachrichten haben geben können, wenigstens würde sich auch wider meinen Willen immer etwas von Hypochondrie in die Gedanken gemischt haben — und wie würde ich mir es haben vergeben können, demjenigen Menschen, den ich wie einen Socrates verehre und liebe, der so sehr als je ein Mensch verdienet hat, ein fröhliches ruhiges von keinem unangenehmen Wölkchen getrübetes Alter zu geniessen — Bodmern dem Vater alles Guten, was sich in einigen zwanzig Jahren in unserem kleinen Staat verbreitet hat, auch nur einen unangenehmen Augenblik gemacht zu haben.

Aber, verehrungswürdiger Greiss, ich muss doch, so will es das Schiksal, ein unangenehmer Botte seyn — mein bester Freund, der es noch mehr der Ihrige ist, befindet sich —

---

[1] Eins der Bodmerschen Pamphlete: Von den Grazien des Kleinen (im Nahmen und zum Besten der Anakreontchen). In der Schweiz. 1769.



wieder auf der Besserung — Ja bester Herr Professor, unser theurer Sulzer ist, wir hoffen es bald nun eben so sehr als wir es wünschen, auch wiedergerettet. Er war tödtlich krank, ich sollt Ihnen, sagte er mir in einem Augenblik, wo wir hoffnungslos waren, alles Zärtliche, alles Verbindliche, alles Gute und Angenehme, wozu ich nur die Worte finden könne, schreiben. Seine ganze liebende Seele war in seinem Auge, da er mir dieses sagte, und die Heiterkeit des Weisen, eines empfindlich gerührten, dabei aber entschlossenen und von einer heiligen Ergebung in die Allmacht der Natur durchdrungenen Gemüthes verbreitete sich über sein ganzes Angesicht, da er von Ihnen sprach und mir dieses empfahl. Eine Beschreibung seiner Krankheit, seiner ausgestandenen Leiden mag Ihnen ein anderer beschreiben, ich kann es nicht, ich vermag es nicht über mich, ob ich schon ein an allen Nerven der Seele gerührter Zuschauer täglich und nächtlich gewesen. — Genug, er ist gewiss wieder auf der Besserung.und uns, der Welt, vielen durch ihn Glücklichen wiedergeschenkt, Ihnen, theurester Bodmer, seinem Bodmer wiedergeschenkt — allein die Glocke schlägt, der Brief muss abgehen. Ich küsse Ihnen zärtlichst die Hände, und bitte nur mich aus Ihrem werthen Andenken nicht ganz zu verlieren. Ist Sulzer wieder gesund, so fängt ganz gewiss eine neue und heitere periode meines Lebens an, und dann will ich fleissiger, so wie es mein Herz immer gewünscht, Ihnen von mir und von allem, was Ihnen angenehm sein kann, Nachricht geben. — Ich bin ewig

Ihr ganz ergebner Müller Profess[1].«

---

[1] Bei Körte S. 405 findet sich noch ein Brief Müllers an Bodmer vom 1. September 1772, auch von Sulzers Krankheit handelnd. — Zu dem Sulzerschen Briefe vom 22. September 1772 existirt ein Billet Müllers an Bodmer vom gleichen Datum: »Nur ein einziges Paar Worte, verehrungswürdiger Greiss — Sulzer lebt und bessert sich und — hier ist der Beweiss davon. Tausend Dank, dass Sie auch noch an mich, an meine Wiederherstellung denken. Ich weinte häufige Thränen bey Durchlesung Ihres allerliebsten Briefs. Kann ich noch einmal so glücklich sein, meinen ehemaligen theuren Lehrer, den Vatter aller guten sentimens, aller vernünftigen und gesunden Einsichten, welche in unserer kleinen Republik seit einem Menschenalter geherrschet haben, zu sehen, so werde ich all mein ausgestandnes Uebel ganz vergessen.«

Bodmer an Sulzer. 14. October 1772:

»Meister hätte das Bürgerrecht nicht ohne flétrissure bekommen, wenn es auf den Bergherrn Scheuchzer angekommen wäre. Der gehässige Mann wollte es ihm nur unter der Bedingung wiedergeben, dass er nicht sollte meistern, das ist Zunftmeister werden dürfen. Aber selbst der gottselige blinde Rathsherr [Hirzel?] hat manch gutes Wort für Meister geredet. Wir glauben mit dem guten Müller nicht halb so viel Widerstand zu haben. Die Meistern ein strengeres Urtheil haben machen wollen, sagen izt: es wäre gottlos, wenn sie Müllern härter straffeten als — Meister, da Müller sich nur gegen Menschen, wiewohl die Obrigkeit, Meister hingegen gegen die Religion und Gott versündiget habe. Dieses tönt bei unsern Leuten.«

Bodmer an Sulzer. den December 1772 [sic]:

»Sie theilen mit mir die Freude, Meistern und Müllern wieder Züricher zu sehen. Grüssen Sie Müllern, meinen neuen Mitbürger[1].«

Sulzer an Bodmer. 10. August 1773:

»Von Müllern ist vor der Hand nichts zu erwarten [keine wissenschaftliche Leistung]. Er hat noch keinen bestimmten Plan, und sehnet sich so lebhaft nach dem Ziehl, sich einen Namen zu machen, dass ihm die Geduld, die Mittel dazu förmlich zu brauchen, vergeht.«

Sulzer an Bodmer. 6. November 1773:

»Prof. Müller wird immer hypochondrischer. Ich wünschte sehr, dass in Zürich etwas zu seiner Versorgung könnte ausgemacht werden; denn für diesen nordischen Horizont schicket er sich nicht.«

---

[1] Körte S. 408, Sulzer an Bodmer, 1. December 1772: »Unser Professor Müller hat sich als ein völlig bewährter Freund gegen mich gezeiget.« Gemeint ist, während der Krankheit. Aber fortgelassen ist hier, wie in dem Brief vom 9. Juli 1768 und sonst, das auf Müllers Schicksal Bezügliche. Das Original fährt fort: »Seine Wiedereinsetzung in das verlohrne Bürgerrecht hat uns grosses Vergnügen gemacht.«

Bodmer an Sulzer. 22. December 1773:

»Für Müllern lass ich Irmingern sorgen, der es kann und will. Ihn in unserm Gymnasio zu versorgen verwehrt uns der Nepotismus.«

Ganz ernstlich hegt damals Sulzer die Absicht, den Unzufriedenen aus dem ungewohnten Klima in heimathliche Luft zu versetzen.

An Bodmer. 8. Februar 1774:

»Ich erfahre immer mehr, dass unser Prof. Müller hier nicht an seinem Orte steht, und wünsche sehr, dass er in seinem Vaterlande Versorgung finde.«

Sulzer an Bodmer. 10. Mai 1774:

»Unserm Prof. Müller macht die Unruh seines Gemüthes böse Tage. Er kann sich an keinem Plan des Lebens halten, will heute diesen und morgen einen andern Weg einschlagen, weil ihm jeder zu lang scheinet zum Ziehl zu kommen, das er doch vor seinen Füssen finden könnte, wenn er etwas Standhaftigkeit und weniger Pretension hätte. Ich fürchte gar sehr, dass er die Ruhe, die er sucht, nie finden werde.«

Sulzer an Bodmer. 9. September 1774:

[Hartmann in Mietau habe sich beschwert, mit seinem Gehalt (1200 Gulden und Getreide) nicht auskommen zu können. »Ich denke, die Sachen werden doch gut gehen. Aber freilich nicht in jedem einzelnen Stück so gut, als es Jünglinge von so uneingeschränkter Gemüthsart verlangen. Ich bin mit dem Verstand und dem Herzen des wakern jungen Mannes sonst völlig zufrieden. Denn ich sehe, dass alle Anomalien darin bloss Anomalien seines Alters sind, folglich sich täglich verbessern. Am Ende wird er uns beyden Ehre machen.] Ich wünschte, dass ich von M—ler dasselbe sagen könnte. Zwahr ist seine Redlichkeit ohne Schranken; aber sein Kopf und der leidenschaftliche Theil seiner Seele zeigen Auswüchse, die gar nicht den überflüssigen Säften des jugendlichen Alters zuzuschreiben sind, sondern von einer übeln innern Grundanlage herkommen. Er macht mir viel Sorgen und ich bin nicht ausser Gefahr, dass er mir auch Verdruss machen werde. Unbeugsamer hab ich noch wenig Menschen gesehen, und seine

Leidenschaften scheinen seinem Verstand Ketten anzulegen, die ihn völlig unbeweglich festschliessen. Desto zügelloser wirkt alsdenn die Leidenschaft.«

Sulzer an Bodmer. 20. September 1774:

»Es ist, als wenn unser Prof. Müller mich izt scheuete. Es sind nur zwey Häuser zwischen uns, und doch sehe ich ihn sehr selten. Er scheinet ganz allein mit seiner Unzufriedenheit sich zu beschäftigen. Es ist zu bedauren, dass so viel Neigung gut zu handeln und das allgemeine Gute zu befördern, als bey ihm würklich ist, mit so viel Unmuth und Unzufriedenheit verbunden ist. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, ihn in einem ordentlichen und ruhigen Zustande zu sehen. . . . . . Da ich selbst die Direction dieser Stiftung (des Mietauischen akademischen Gymnasiums, für das Sulzer zu grossem Theil die Lehrkräfte besorgt hatte) die der Herzog (von Curland) mit äusserst vortheilhaften Bedingungen mir angetragen hat, nicht annehmen konnte, so that Prof. Müller einen Versuch, mich zu bereden, ihn an meine Stelle vorzuschlagen. Aber er nahm bey näherem Nachdenken seine Pretension von selbst wieder zurüke. Er brennt vor Begierde, sich Ansehen und einen Namen zu machen, aber die Mittel, zu diesem Zweck zu kommen, sind ihm alle zu langweilig.«

Sulzer an Bodmer. 22. October 1774:

»Müller sizt wie ein Murmelthier in seiner Höle, und lässt mir, so oft ich nach ihm frage, sagen, er habe Arzneyen zu nehmen. Aber er ist gewiss kranker am Gemüth als am Körper, wiewol dieser elend genug aussieht. Zum Unglük ist er seiner Leidenschaften so wenig Meister, dass er sich immer neue Plagen macht.«

Sulzer an Bodmer. 29. Mai 1775:

»Der Prof. Müller hat gänzlich mit mir gebrochen. Er steht in dem Wahn, dass ich mit offenbarer Hintansezung seiner Person und seiner Verdienste einen seiner jüngern Collegen zum Rector des Joachimischen Gymnasii gemacht habe, ob ich ihn gleich hoch und theuer versichert, dass . . . diese Promotion blos von dem Minister herkommt, der mir nicht ein Wort vorher davon gesagt hat. Aber Müller beharret dessen-

ungeachtet in seinem Unwillen gegen mich und ist so betreten, wenn er mich von weitem sieht, wie Göze in Hamburg, wenn ihm ein reformirter Prediger begegnet. Das beste wäre, wenn man den wunderlichen Menschen wieder nach Zürich ruffte, denn in dieses Land lernt er sich nie schiken.«

In der That scheint Müller von da an wenigstens eine Zeit lang seine Verbindung mit dem Sulzerschen Hause völlig aufgegeben zu haben: Sulzer erwähnt ihn in seinen Briefen an Bodmer nicht mehr. Auch er selber hat, wie es scheint, bis 1779 keinen Brief mehr an Bodmer gerichtet. Erst 1780 begegnen uns wieder Nachrichten über Müller, die sein Wesen als ein in der Hauptsache gleich gebliebenes zeigen, in Briefen von Jacob Wegelin.

Wegelin an Bodmer. 22. Februar 1780:

»Hr. Prof. Müller hatte ich alsobald das von Ihnen gütigst bestimmte Exemplar von den Apollinarien[1] und den litterarischen Denkmalen mit einem Billet zugesendet, allein dieser sonderbare Gelehrte hat nicht gut gefunden, mir darauf weder directe noch indirecte zu antworten. Die Erkenntnisse sind doch keine Lossprechungen von den gemeinen Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, und man sollte den übeln hypochondrischen Humor nicht zu sehr über sich herrschen lassen .... Die jüngere Tochter (des 1779 verstorbenen Sulzer) ist nicht bey Ihrer ältern Schwester, der Madam Graf in Dresden, sondern bey einer ihrer Freundinnen, die neulich einen hier in der Direction der Fabriques employirten Lyonnais geheurathet hat, der mit meinen französischen Collegen sehr in Verbindung steht, so dass wir die Mademoiselle Sulzer [nicht] selten sehen. Von Hr. Müller wollte sie niemals etwas hören. Es wird ihr gewiss nicht an Gelegenheiten fehlen, noch bessere Verbindungen zu treffen . . . . Von Hrn Prof. Müller muss ich noch bemerken, dass der Ministre v. Zedlitz als Chef des Joachims-Thalschen Gymnasii und Herr Merian Visitator desselben mit dem Tono der Lectionen Ihres Mitbürgers und mit seiner Lehrardt sehr zufrieden sind, sodass er von ihnen geschätzt wird.«

---

[1]) Ich kann im Augenblick nicht sagen, wen hier die Schuld des Verschreibens trifft, W. oder mich; Apollonius soll es natürlich lauten.



Wegelin an Bodmer. 24 September 1781:

»Ohngeachtet ich diesen Sommer in einer in der angenehmsten Gegend des Thiergardten gelegenen Campagne zugebracht habe, geniesse ich doch niemals das Glück, H. Prof. Müller bey mir zu sehen.«

Damit ist, was aus dem Bodmerschen Nachlass über Müller zu ersehen war, im wesentlichen erschöpft. Sind diese Nachrichten gleich spärlicher Natur, so genügen sie doch, ein ziemlich festes und constantes Bild seiner Eigenart zu gewinnen. Ein eigenthümliches Gefühl erweckt die Vorstellung, dass die Namen zweier so unfertigen Menschenkinder, wie Obereit und Müller waren, unlöslich an die Geschicke des gewaltigsten unsrer nationalen Epen geknüpft sind.

Wie Müller im Umgang sich bald einfand, bald fortblieb, je nach dem Ermessen seiner souverainen Laune, so auch im Briefwechsel. Und es ist charakteristisch für ihn, dass der Brief, mit dem er sich bei Bodmer wieder einfindet, eine wieder aufs äusserste überspannte Stimmung seines Schreibers verräth. Man liest zwischen den Zeilen ein fast gewaltsames Emporschnellen der Empfindung, die sich in dieser Höhe nicht dauernd und vorhaltig wird fortbewegen können. Es ist der Brief, aus dem ich die Stelle über Rousseau mitgetheilt habe. Hier ist das übrige:

»Berlin den 13. Hornung 1779.

Nur ein paar Worte, verehrungswürdigster Greis! Mann, den die Nachwellt vergöttern wird, wenn das Gefühl für Rechtschaffenheit, Weissheit und Unschuld des Lebens in ihr zu derjenigen Stärke emporwächst, welche es in den edeln Seelen der Griechen erlanget hat — Nur ein Wort aus dem innersten eines aufrichtigen und warmen Herzens gesprochen. Nimmer weiche Heiterkeit des Geistes und Ruhe der Seele von der Seithe des grossen Mannes, der über alles, was sich ihm näherte, in vollem Maas Heiterkeit und Ruhe verbreitete. In der Stunde, da Krankheit und versunkener Muth mich bis an die Pforte des Todes, bis an den Rand der Vernichtung brachte, war es der Gedanke an dich, das Bild Vater Bodmers, das mich wider zurük ins Leben und zum Genuss des Lebens rufte. Die Erhabene, faltenlose Stirne voll Kraft und Weissheit, das redende

Aug voll Verstand und Milde, der süsse Mund, die aus dem ganzen hervorströmende Fülle einer reinen durch keinen Schatte von Flekken getrübete Seele — dies gab meinem Geist wider ein Leben, das er verlohren hatte, und verbreitete über diese Wellt, die mir zum Ekel geworden, wider einen Reiz, der mir sie angenehm machte. [Dann die Rousseaustelle; darnach:] Verdiene ichs noch einmal recht nach meines Herzens innigstem Wunsch glüklich zu seyn, so sehe ich dich, edle Seele, noch sehe ich dich, ehe dein oder mein Aug zum Sehen die Kraft verlohren, noch weine ich eine Thräne voll süssen Entzückens an deiner Seithe, und Belohnung vielen ausgestandenen Uebels wird seyn aus Bodmers Munde selbs zu vernehmen, dass Bodmer Müllern gut ist.«

Solche krankhafte Ueberschwänglichkeit gemahnt uns lebhaft, dass wir uns in der Zeit befinden, da die Empfindsamkeitsseuche ihre Verheerungen in Deutschland anrichtete. Dass von Sulzer nichts gesagt wird, erklärt sich aus dem Umstand, dass neben diesem Müllerschen ein Sulzerscher Brief herging, ein Abschiedsbrief an Bodmer, den der Schwerkranke dem Wiederversöhnten in die Hand diktirt hatte. Da musste am Ende Müller einen eignen Brief hinzufügen, und so wird begreiflich, warum keine Entschuldigung des langjährigen Schweigens vorhanden ist. Auf Bodmer machte der Brief nur einen ansprechenden Eindruck. »Müller hat mir auch geschrieben,« theilt er am 3. März seinem Schinz mit, »sehr warme, sehr poetische Prose! Er sezet mich zum Erben der Liebe ein, die er zu dem verstorbenen Rousseau gehabt hat.«

Der nächste Müllersche Brief, oben vom 29. März 1779 unten vom 30. datirt, meldete Sulzers Tod.

»Mit innigstem Vergnügen laass ich Vater Bodmers liebevolle Zuschrift an seinen zärtlich liebenden Müller, laase sie zu widerholten Malen, wie ich einst in glüklichen Tagen Briefe von einer Geliebten laase, die zu frühe mir entrissen war. Aber mir fehlte, was ich damals hatte, ein Freund, mein Vergnügen mit ihm zu theilen. Sulzers Auge konte nicht mehr lesen, sein Ohr nicht mehr die Aeusserungen der besten Männer vernehmen, deren Thränen das herrlichste Denkmal sind, das Sterbliche einander errichten können. Er war schon da, wo

Bodmers so viele warten, ihn als Vater des Vaterlandes, als Vater der edelsten Empfindungen, als das schönste Beispiel, nach dem sie sich zu veredeln bestrebten, zu empfangen. Hat Bodmer noch nicht geantwortet?« und abermal »Wenn ich nur so lange lebe, noch ein paar Worte von Bodmer zu lesen« dies waren vast seine lezten Worte, als ich ihn an seinem Befreiungstage besuchte. Hat je ein Mensch einen Menschen aus ungetheilter Seele geliebet, so wars Sulzer Bodmern. Die Freundschaft Rechtschaffener muss desto inbrünstiger seyn, ie mehr sie sich an Adel der Seele und Schönheit des Geistes nähern. Doch war Sulzer nicht der einzige in Berlin, der Bodmern zu schäzen weiss. Ein Spalding, ein Merian, ein Sak, Männer gleich an Geisteskräften, jedoch ungleich in andern Stükken erinnern sich noch Bodmers mit Vergnügen. Von den Jüngern trug mir Engel auf, Bodmern alles Verbindliche zu sagen, und Müller sezt unter die edlen Seelen, die er das Glük gehabt hat persöhnlich zu kennen, und die ihm Ruf, Schriften und Geschichte bekant gemacht, Bodmer in die erste Stelle — — So werden Sie uns noch mit einem Werk Ihrer Arbeit beschenken. Wir blangen, wie man in Zürich sagt, auf Ihren Eschilbach, vielleicht bekommen wir ihn auf diese Messe. So dankbar auch Deutschland dieses neue Geschenk aufnehmen wird, so wird man doch Bodmern nicht eher ganz kennen, bis einst seine Briefe der Wellt vorgelegt werden. Sulzer hat sie würdig gefunden mit eigener Hand abzuschreiben, und seine Erben gedenken, wenn Sie es billigen, zur Verbesserung der weit unter der Erwartung ausgefallenen Verlassenschaft ihres Vaters, Gebrauch davon zu machen, wünschen aber Sulzers Antworten beilegen zu können. Sollten Sie sich von diesen freundschaftlichen Ueberbleibseln Ihres Freundes trennen können, so hab ich den Auftrag von der Familie, Sie angelegentlichst darum zu bitten. Vielleicht ist Ihnen, verehrungswürdigster Bodmer, nicht zuwider, dadurch den Hinterlassenen Ihre Liebe für den Seligen zu beweisen. Lassen Sie die Wellt einst erfahren, wie sehr Sulzern Bodmer liebte. Rechtfertigen Sie bei denen, die das Glük nicht haben, Sie zu kennen, die Verehrung Ihres Freundes dadurch, dass Sie die Nachwellt Bodmers grossen Werth als Filosof, als Staatsman, als Mensch

durch Publicirung des schönsten Briefwechsels darlegen, eines Briefwechsels, der dem Briefwechsel der Schwifte (sic), der Pope u. s. w. weit vorzuziehen ist. Haben Sie die Gütigkeit, Sulzers Briefe an Sie der Familie zu communiciren, so kan ich die Versicherung geben, dass kein indiscreter Gebrauch davon gemacht, ja kein anderer Gebrauch davon gemacht werden soll, als den Sie selber billigen werden. Sollten Sie in einen Menschen, der bei dieser Sache kein Intresse hat, ein Zutrauen sezen, sollten Sie von meiner zärtlichsten Liebe und Ergebenheit gegen Sie überzeuget seyn, so dörfen Sie diese ganze Sache nur mir comittiren, ich werde mit der Aengstlichkeit eines Liebhabers verhüten, dass nichts Ihrem Willen Entgegenlaufendes sowohl mit den Ihrigen als auch mit Sulzers Briefen vorgenommen wird.«

Man sieht, Müller beginnt mit fremdem Gute zu wuchern. Wenn auch zunächst der Gedanke des eignen Interesses dabei ganz fern liegt, dem Unproductiven zeigt sich hier zuerst die Möglichkeit, ohne eigne Arbeit einen Namen zu gewinnen. Ob dieser Gedanke wirksam gewesen ist, seinem Geist die Richtung auf die altdeutschen Publicationen zu geben, ist nicht zu erweisen, aber ziemlich wahrscheinlich. — Noch ist zu diesem Brief zu bemerken, was Bodmer an Schinz (am 11. April 1779) äussert: »Professor Müller in Berlin muss meinen Brief an ihn falsch gelesen haben; er saget, die Berliner verlangen meinen Eschilbach bald zu haben. Ich hatte ihm geschrieben, dass ich die Argonautica aus dem Moder retten wollte, wie ich Eschilbachen gerettet habe. — Es scheint, er wisse nichts von meinem parcifal . . . .«

Wieder eine Pause in dieser Correspondenz. Die Briefe an Schinz, für diese Zeit einem ausführlichsten Tagebuch gleichkommend und jedes abgegangene wie eingetroffene Schreiben sorgfältig registrirend, ergänzen sie nicht. Bodmer scheint an Müller nicht geantwortet zu haben, vielleicht hat er durch Wegelin den Sulzerschen Nachkommen condolirt und ihnen seine Ansicht über ihre Anfrage ausgesprochen. Müllers nächster Brief, der schon von dem Plan einer altdeutschen Publication redet, ist datirt vom 30. Mai 1780.





3. DIE NIBELUNGENPUBLICATION.

Was eigentlich treibt Müller zum deutschen Alterthum? Nach dem im vorigen Abschnitt Entwickelten ist es unschwer, sein Verhältniss zu den altdeutschen Studien treffend zu charakterisiren.

Zunächst muss dieses Verhältniss als ein ganz äusserliches bezeichnet werden. Bodmer hatte, wie ich an einem andern Ort ausführen werde, durch die poetische Auffassung sich dem deutschen Alterthum genähert; indem er, was man sonst von den Gesichtspunkten einzelner Wissenschaften aus mehr als Curiosum heranzuziehen, denn zu ernsten wissenschaftlichen Zwecken zu verwerthen gewohnt war, von einer neuen Seite betrachtete, indem er zuerst — in dieser Zeit — den aesthetischen Massstab an die alten Werke hielt, hatte er ein tief innerliches seit Anfang der vierziger Jahre fort und fort bestehendes Verhältniss zu dieser Literatur gewonnen. Ganz anders Müller. Bisher haben wir nicht das geringste Anzeichen gefunden, dass er sich altschwäbischen Studien zugewandt hat. Die Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen war für ihn nicht nur keine Leidenschaft; ich bin überzeugt, dass, als er seinen Plan zuerst fasste, er die grundlegenden Bodmerschen Arbeiten kaum mehr als gesehen hatte. Wie kläglich, ja zum Theil unwahr, ist, was er bei der ersten öffentlichen Darlegung seines Planes [1] von dem aesthetischen Werth der altschwäbischen

[1] Deutsches Museum 1780, Bd. II., S. 462. Z. B. mit künstlich aphoristisch sich ausdrückender Blasirtheit: »Innerer Werth. Guter Plan in einzelnen Theilen; Nüchternheit der Imagination; Spuren von einem Geschmack, oder welches beinahe eins ist, feines Gefühl des Schönen in den Ausbildungen; unverworrene Schilderung der auftretenden Personen; Darstellung der Sitten und Gebräuche damaliger Zeiten u. s. w. Doch ich merke, dass ich mich lächerlich mache.«

Dichter zu sagen weiss! Er versteckt seine Unwissenheit hinter eine angebliche Unempfänglichkeit des Publicums für diese poetische Auffassung, und beeilt sich in recht auffallender Weise mit seinen Kenntnissen aus der mittelalterlichen Geschichte zu glänzen.

Wir kennen den Müllerschen Charakter. Wir kennen seinen unruhig umhersuchenden, und nichts weniger als selbstgewissen Drang nach einer sein Dasein erfüllenden, einer sein Inneres befriedigenden Thätigkeit. Und wir wissen, — was damit im engen Zusammenhang steht — wie ruhmsüchtig und ehrgeizig dieser schwankende, ungeduldige und ausdauerlose Mensch ist. Nun hatte Bodmer wohl wiederholt geklagt, dass er für seine altdeutschen Manuscripte und für so vieles, was er über sie zu sagen habe, keinen Verleger finden könne. Die Pietät gegen den Hochverehrten trifft zusammen mit den eignen hochstrebenden Gedanken. Wie, wenn es gelänge, der Verlegenheit des Alten abzuhelfen, indem man sich selber einen Namen macht? Einen Namen macht mitten in der begeisterten Erregung der deutschen Herzen, die sich dankbar und liebevoll jedem zuwenden wird, der so grosse Schätze zu spenden hat? Und gerade das ist bei der Sache das Angenehmste: es handelt sich nicht darum, eine neue Bahn zu brechen, nicht darum, mit Mühen und Entbehrungen von mancherlei Art eine schwierige Aufgabe in immer gleicher Stetigkeit und Beharrlichkeit vom Anfang bis zu Ende selbstthätig durchzuführen; was geboten werden soll, liegt bereit, die Vorarbeiten sind überwunden, die Früchte scheinen nur gepflückt werden zu brauchen.

Ich glaube aus Müllers Seele gesprochen zu haben. Eine Reihe von Einzelheiten, die wir noch kennen lernen werden, stimmt durchaus zu dieser Auffassung. Er vergewaltigt gewissermassen von vorn herein Bodmers Willen; ohne Bodmers Antworten abzuwarten, macht er öffentlich Ankündigungen und Versprechungen, durch welche dieser moralisch gezwungen wird, zu der Ausführung des ihm fremden und zunächst wenig zusagenden Planes das seinige zu thun. Wie die Correcturen Müllern ein wenig Mühe bereiten, da will er gleich suchen, mit Ehren bankerott zu werden. Er schämt sich dem Alten

gegenüber nicht, zu klagen, er habe eine Donquixottische Arbeit vorgenommen, (er der ausser der Correctur sehr wenig gethan hatte) und in demselben Athemzuge zu prätendiren: »Princessinnen, die schon einmal unter der Presse gewesen, rühren mich nicht, sie müssen Jungfern seyn«, zumal mit der grossmuthsvollen Hinzufügung: »Was Sie mir nun von solchen Schönheiten aus Ihrem Serail überlassen wollen, das überlasse ich Ihrer Gütigkeit und Ihrer Wahl völlig[1].« Schliesslich kommt in Betracht das plötzliche Aufhören des Unternehmens.

Vergleicht man diesen hastig und ohne Kenntniss der Mittel und Schwierigkeiten ergriffenen, stürmisch durchgeführten, jäh geendeten Müllerschen Entschluss mit der vierzigjährigen stillen, energischen und bedachtsamen Bodmerschen Thätigkeit, die hoffnungslos für die Gegenwart von einem geträumten Zukunftsideal Anerkennung und Verwerthung ihrer Leistungen erwartet und schliesslich nur für den Ruhm eines — ja, aufrichtig gesagt — Handlangers gearbeitet hat, so vermag man sich eines schmerzlichen Gefühles nicht zu erwehren. Aber dies traurige Bild verliert etwas von seiner Ungestalt, wenn man Müllers Pietät gegen Bodmer in Anschlag bringt, wenn man bedenkt, dass ohne diesen Müller die reichen Schätze und Kenntnisse Bodmers ungenutzt würden verborgen geblieben sein, wie die gleichlaufenden Bemühungen Gottscheds und ihre Resultate es in Wirklichkeit zu grossem Theil lange genug geblieben sind. Schliesslich wenn man vor Augen hat, was die Generation, der wir die Gründung der germanischen Philologie als Wissenschaft verdanken, gerade aus den Müllerschen Publicationen gelernt hat, da mag man freudig das gute Geschick preisen, das dem zaudernden, unentschlossenen Bodmer den schnellfertigen Gesellen an die Seite gab, der ihn noch in der zwölften Stunde zu gleicher Hast mit fortriss.

Seit Sulzers Tode fühlte sich Müller zu Berlin doppelt einsam und verlassen. Natürlich, dass er da den greisen wie

---

[1] Brief Müllers an Bodmer vom 23. Februar 1782. Trefflich parirt Bodmer den Hieb: (Dinstag vor Ostern 1782) »Ich sollte ein unbefleckteres Serail haben, aber Sie, mein Lieber, nicht so viel delicatesse, die dem Vergnügen im Wege stehet.«

einen Vater verehrten Freund und einstigen Lehrer in Zürich mit verstärkter Innigkeit in sein Herz schloss. Und er weiss, dem Alten ist gut beizukommen, wenn man ihm von seinen Lieblingsgedanken erzählt. So schreibt er am 30. Mai 1780, dass einer auch seiner sehnlichsten Wünsche erfüllt worden sei mit Bodmers Uebertragung von Apollons Argonautica, dass er indessen noch einen andern mit Bodmers Verlangen übereinstimmenden Wunsch hege, »die Schwäbischen Dichter einmal gedrukt zu sehen.« Dabei sofort der Plan der Subscription, der am Ende, wie sich bei der Sammlung von Minnesingern gezeigt hatte, der einzig mögliche Weg für Publicationen dieser Art war. »Sollte es nicht möglich zu machen seyn? Ich mache mich allenfalls anheischig, hier einen Druker zu suchen, den Druk zu besorgen und bestimme vier alte Louisd'or an die Unkosten. Noch neunzehn, die Jeder so viel beiträgt, so kann man ohne Buchhändler den Druk anfangen, und binnen einem halben Jahr ist das Werk zustande.« Bodmer — die Antwort an Müller fehlt — hat den Vorschlag kaum ernst genommen. Ohne irgendwelche Beifügung berichtet er die Sache an Schinz (14. Juni 1780), darnach aber kommen in der Schinzischen Correspondenz jene Stellen, die wir bereits kennen, wo Bodmer für die Wiener, die Gothaer, die Wolfenbüttler Bibliotheken Copien seiner altschwäbischen Abschriften herstellen lassen will u. s. w., schliesslich jener Brief an Boie, worin er diese seine Absicht öffentlich ausspricht. Gegenüber Müller muss er Zweifel und Misstrauen an den Tag gelegt haben.

Dadurch aber wird Müllers leicht erregbare Natur aufs äusserste entflammt. Bodmer hatte nicht glauben wollen, dass es sein Ernst sei: dieser Ernst fordere ihn auf, sein Versprechen öffentlich zu thun, so erklärt er in einem ohne Vorwissen Bodmers an den Herausgeber des deutschen Museums gerichteten, unmittelbar für den Druck bestimmten Briefe vom 16. September 1780, der im Novemberheft des Museums erschien[1]. Die Zahl von dreissig Abonnenten, von denen jeder drei Jahre lang jährlich drei Louisd'or zuschiesse, reichte hin, alle altschwäbischen Dichter dem Untergang zu entreissen.

[1]) Bd. II. S. 461.

Von einer Auflage von 600 Exemplaren bekäme jeder Abonnent zwanzig; verkaufe er davon neunzehn, so habe er gewiss das zwanzigste gratis. Er (und wie eine Anmerkung beifügt, Boie) nehme Meldungen entgegen. »Ist die Zahl beisammen, so will ich eine öffentliche Kasse nennen, die die Pränumeration einsamlen und daraus die Druckerkosten bezahlen wird. So bald das Geld beisammen ist, nimmt der Druck einen Anfang.« Wahrlich viel versprochen von einem, der, was er geben wollte, noch nicht einmal besass. Was wird der überraschte Bodmer zu diesem Handstreich sagen?

Müller scheint in der That eine Aeusserung von seiner Seite auf den im Museum abgedruckten Brief erwartet zu haben. Denn erst am 12. December 1780 schreibt er wieder an Bodmer. Mag dieser Brief, aus der ganzen Reihe vielleicht der wichtigste, hier seine Stelle finden:

»Nun habe ich mein theurester Herr Professor einen Schritt gethan, den Sie wie ich hoffe nicht missbilligen werden. Das deutsche Museum hat ihnen denselben angekündiget, und ich muss ihnen gegenwärtig sagen, dass ich schon so viel Subscribenten habe, dass ich hoffe, wenn unser Vaterland noch zutritt, ich meine das Vorörtli, unser liebes Zürich, so seyen binnen einem halben Jahr die alten Schwaben verjünget und Deutschland verdankt Bodmern, was Griechenland einem Lükurg oder Hipparch verdanket, welche nicht mehr für die Erhaltung des alten hellenischen Sängers Homerus gesorget als Bodmer der Schweizer für die Erhaltung der Gedichte der Deutschen. Möchte ich binnen sechs oder acht Monaten das Buch und mich selber in Ihren Schoos werfen können! Ich betheure es sollte mich mehr entzüken, als es je einen jungen Dichter entzüket, dass er sein erstes Lied auf sein erstes Mädchen ihr selber auf den Knien vorgesungen. Leider! sehe ich freilich noch keinen Anschein, dass ich selber Sie so bald werde umarmen können, doch glaube ich überzeuget zu seyn, dass es Sie vergnügen würde, und dieser Gedanke tröstet mich.

Ich ersuche Sie angelegentlichst mir durch einen ihrer jüngern Söhne eine Beschreibung der zu drukenden Sammlung zu geben, daraus ich sehe 1) wie viel Bogen. 2) in welchem Format. 3) ob wie die R a c h e d e r C h r i e m h i l d e. 4) oder

die erste Ausgabe der schwäbischen Dichter &c. Vielleicht bedarf die Zahl der 30 Subscribenten nicht einmal voll zu seyn. Ich würde Sie um das Original selber bitten, wenn ich wüsste, ob das was sich schon gesammelt hinreichen würde den Druk anzufangen.

Die Vorrede dazu könte aus keiner bessern Feder fliessen als der Ihrigen, ich will mich begnügen, wenn mir immer die Zeit zulässt, das mühsame, das Wortregister oder Glossar zu besorgen. Bei den Füssen eines Bodmer zu sitzen ist für einen Müller Ehre genug. Mich wird der Gedanke genug belohnen was nüzliches mit Bodmer gearbeitet zu haben, so wie ich es für das grösste Glück halte mit ihm gelebt zu haben.«

(Am Rand steht:) »Gleim hat nicht nur subscribirt, sondern schon 3 Louisd'or pränumerirt.«

Noch am 28. December 1780 hat Bodmer das betreffende Heft des Museums nicht in Händen gehabt, was seine Antwort verzögerte, Müllers Brief aber hat er empfangen. »Müller hat vorausgesezt, dass er die Abschriften der alten Epiker von mir erhalten werde. Ich solle die Vorrede dazu machen. At hoc messis in herba est« schreibt er unter diesem Datum an Schinz. Müller selbst hat es jetzt sehr eilig. Er fürchtet wohl, der Alte könne seinen Plan vereiteln, und sucht ihn denn auf alle Weise zu überzeugen, dass es ihm heiliger Ernst ist. Wenige Tage nach dem vorigen wird folgender Brief abgegangen sein.

»Alles Heil, alles Wohlseyn, alles was eines Menschen Herz erfreuen kan ihnen verehrungswürdigster Herr Professor!

ich erscheine gegenwärtig vor ihnen mit der förmlichen Bitte mir ihre altschwäbischen Dichter zum Druk zu überlassen. verflossenen Donnerstag wagte ich es an den König zu schreiben

Sire

une Societé d'amateurs de la Poesie allemande veut sauver de la Perte a ses Frais un Poeme epique allemand du 13me Siecle. Poeme orné de Beautes, qui surprennent quand on regarde le tems d'ou il date; qui est ecrit dans un dialecte plus doux que ceux que nous parlons a present. Le celebre Bodmer Senateur a Zuric l'a deterré et on m'a chargé de

l'edition. La Societé ambitionne de pouvoir mettre a la tête d'un tel ouvrage le nom d'un Roi, qui est le plus bel ornement de la Litterature, come il est de la Roiauté. mon entier devouement a la gloire de votre Majesté m'enhardit a La supplier d'agreer

que nous mettons cet ouvrage a ses pieds en l'ornant de son auguste nom.

Je suis avec le plus profond respect

Sire

de votre Majesté

le tres humble, tres soumis et tres obeissant serviteur

Muller Prof. au College de

Berlin ce 14e Dec. 1780. Joach.«

Das ist also die Eingabe an den König, die Vögelin entgangen zu sein scheint[1]. Am andern Morgen überbrachte der Hofjäger die günstige Antwort Friedrichs. Dazu bemerkt Müller: »Die HH Republikaner werden übrigens es einem Republikaner vergeben, wenn er einen solchen Monarchen verehret und liebet.« Wahrscheinlich ist noch in demselben Monat an Bodmer ein dritter Brief abgegangen, den ich allerdings nicht gefunden habe. Ich werde darauf geführt durch eine briefliche Notiz Bodmers an Schinz[2] und durch ein handschriftliches Blatt Müllers, das gerade so aussieht wie eine erste Ankündigung, — das im Museum war schliesslich nur eine Versicherung, dass es ihm Ernst sei — wohl bestimmt, gedruckt

---

[1] Vrgl. Zarncke S. XXXI Anm. linke Spalte. Friedrichs Antwort s. ebenda, S. XXX. Anm. rechte Spalte, wo nur das sinnentstellende »en« Z. 5 von unten zu beseitigen ist.

[2] 11. Januar 1781: »Der Professor Müller hat von dem König Erlaubniss, dass er ihm die altschwäbischen Epiker dediciren dürfe. Da ich das Museum noch nicht gesehn, so weis ich die Natur seiner Subscription noch nicht.« 19. Januar: »Müller in Berlin pressirt mich wegen der altschwäbischen Handschriften, aber ich kann mich nicht entschliessen, sie den Zufällen einer so weiten Reise zu überlassen, wo ich sie ganz aus dem Gesicht und meiner Hand verliere.« Das scheint auf zwei Schriftstücke bezogen werden zu müssen.

den Plan des Unternehmens auch in weitere Kreise zu verbreiten. Hier ist es:

»Unser verehrungswürdigster Bodmer, diese Zierde unserer Stadt, will dem Publicum ein altes Gedicht vom dreizehnden Jahrhundert, das des Aufbewahrens werth ist — schenken; der grosse Friedrich hat in den gnädigsten Ausdrüken schon die Zuschrift angenommen, ein Liebhaber der Litteratur will die Ausgabe besorgen. Männer von allen Ständen haben schon an der Beföderung dieses Werkes Theil genommen. Weil aber in Ansehung des Preises die Anzahl der Beföderer nie zu gros seyn kan, so stehet es jederman frei an einem so rühmlichen Vorhaben Theilzunehmen und seinen Nahmen unter den Subscribenten zu sehen. Man kan mit 3 alten Louisd'or auf Ein Dreissigstel der ganzen Auflage pränumeriren — oder auf ein Exemplar subscribiren. Der Liebhaber der die Ausgabe besorget, wird für alles die genaueste Rechnung vorlegen und der Preis der einzelnen Exemplare wird alsdann darnach bestimmet werden. Berlin den 21. Dec. 1780.«

Erst am 17. Januar 1781 hielt Bodmer das betr. Novemberheft des Museums in Händen, am 20. erfolgte seine Antwort an Müller. Er spricht offen aus, dass Müllers heisser Eifer für die altschwäbischen Dichter ihn in Erstaunen setze, und er wundert sich über die, mit seinen inzwischen in Zürich gemachten Erfahrungen, in seltsamem Widerspruch stehende Bereitwilligkeit des deutschen Publicums zur Subscription. Er habe lange nicht alle, aber die besten deutschen Epica jenes Zeitalters, und könne für 80—100 Bogen Manuscript liefern. Er tadelt Müller, dass er nicht angekündigt habe, er wolle auf einmal immer nur Einen Poeten drucken lassen. Es folgt die Aufzählung seiner altschwäbischen Besitzthümer.

Zum Schluss: »Mein Alter erlaubt mir nicht, die Ausführung Ihres schönen Unternehmens zu erwarten. Wenn Sie doch sich entschliessen, so befehlen Sie. Aber alle diese Poeten abschreiben zu lassen, braucht Zeit und einen geschikten Amanuensem. Der meine ist mit andern Geschäften überladen. Es machte mir Sorge und Mühe, meine Abschriften den Gefahren einer so weiten Entfernung auszusetzen. Ich lasse sie nicht gerne aus dem Gesichte . . . .«

Müller, wie es seine Art war, schnell verstimmt über Bodmers Weigerung, seine eignen Handschriften zu senden, antwortet vor der Hand nicht. Da schreibt Bodmer, der den Gedanken, der ihm erst nicht recht in den Sinn wollte, jetzt mit der ganzen Zähigkeit des Alters ergriffen, zum zweiten Mal. Und einen Brief, der trotz seiner muthigen Haltung nach aussen eine gewisse Zaghaftigkeit nicht verläugnet. Er fürchte nicht, dass seine Weigerung Müller unwillig gemacht habe. Aber er fürchte, dass die Bereitwilligkeit des Publicums denn doch geringer sei, als sie sich Müller zuerst vorgestellt habe. Und wie er auch bis Ende April von Müller kein Wort vernommen hat, da klagt er schmerzlich enttäuscht, Müllers Eifer sei erkaltet[1].

Aber Müllers Verstimmung war beim Anblick des zweiten Bodmerschen Briefs von ihm gewichen. Wie überhaupt Lebensfreude und Lust zur Thätigkeit bei ihm gleichsam ruckweise zwischen langen Intervallen düstern Missmuths, aber dann um so intensiver, hervorbrach, so rafft er sich auch jetzt, obgleich der Anstoss der Verschickung der Copien Bodmers noch durchaus nicht beseitigt war, sofort zur Ankündigung des Drucks der Nibelungen auf. Zwar ist diese Ankündigung jedem zugänglich[2], ich kann sie aber in unserm Zusammenhang nicht entbehren.

An
FREUNDE
Deutscher Litteratur.

Ich habe vor einigen Monaten dem Deutschen Publikum im Nahmen des Herrn Bodmers diejenigen altschwäbischen Dichter angeboten, die dieser höchstverehrungswürdige Greise mit vielen Unkosten den Motten entrissen hat: ich habe zugleich einen Plan vorgelegt, nach welchem auf eine leichte Weise diese Manuscripte können gedruckt werden. Der Plan bestehet kurz in folgendem:

---

[1] An Schinz, 21. April 1781.

[2] Sie steht im Teutschen Merkur 1782. Erstes Vierteljahr S. 160 ff, mit nur einem unliebsamen Druckfehler. Ich gebe genau den Text des fliegenden Blattes.

»Dreissig Liebhaber tretten zusammen, verwenden binnen drei Jahren jährlich drei alte Louisd'or darauf, theilen die Auflage unter sich, machen einen aus ihrem Mittel zum Besorger des ganzen Unternehmens, und — diese alten Denkmale sind gerettet.«

Die Hauptschwierigkeit sogleich zu heben, bot ich mich zum Besorger an, und legte die drei ersten Louisd'or in die gemeinschaftliche Casse.

Zu sagen was diese meine Aeusserung für Folgen gehabt, ist die Absicht dieser Nachricht. [2]

Die erste und wichtigste war, dass der Herr Bodmer mir seine Handschrift auf die edelmüthigste Weise unentgeltlich anbot, und der Gesellschaft förmlich das Eigenthum an eine authentische Abschrift abtrat. Derselbe hat auch im Deutschen Museum declarirt, dass er eine genaue Copie unter seinen Augen nehmen lasse und sie abzuliefern geneigt sei.

Die zweite Folge war, dass mich mehrere Gönner, die in der Liste der Theilnehmer genennet werden sollen, wenn Sie es erlauben, mit ihrem jährlichen Contingent beehret. Von denen einige so gar das vorgeschlagene Quantum überstiegen und überdis noch die edelmüthigsten Bedingungen beigefüget, welche Sie zur lebhaftesten Erkenntlichkeit berechtigen.

Dieses hat mich in den Stand gesetzt, hundert Rthlr. auf hiesige Banke zu legen, welches ich mit dem zweiten und dritten hundert eben so machen werde, sobald diese hundert voll sind. Die Bank-Note ist sign. Litt. D. N. 51111. den 9. April 1781. ich gedenke dadurch den Contribuenten oder Actionärs Sicherheit ihres mir anvertrauten Capitals zu verschaffen.

Um aber dem Unternehmen eine Ehre zu erweisen, der es würdig ist, habe ich es im Nahmen der Gesellschaft gewaget, Friederich den Gros-[3]sen um Erlaubniss zu bitten, dieses Werk Sr. Majestät zu dediciren, bin auch so glücklich gewesen, dieselbe zu erhalten.

Ein so glücklicher Erfolg fodert mich auf die Sache durchzusetzen. Ich werde also ob schon die Pränumeration noch nicht voll ist, auf meinen Risico den Druck anfangen, mit

DEN NIBELUNGEN

welche ich, so bald der Herr Bodmer mir die Copie einhändiget, hier der Presse übergeben, die Exemplare den Theilnehmern übermachen und Einnahme und Ausgabe mit fidemirten Belägen gedruckt vorlegen werde.

Die Bedingungen sind dieselben: Man pränumeriret mit drei alten Louisd'or auf einen Dreissigstel der ganzen Auflage oder mit 1 Rthlr. 8 Ggr. auf ein Exemplar des obigen Gedichts. Doch bitte ich mir das Geld franco zuzusenden, oder das Quantum mit so viel zu erhöhen als das Porto ausmacht. Ueberall bitte ich sich zu erinnern, dass ich weder Autor noch Kaufmann, sondern blos unentgeltlicher Besorger bin.

Was ich aus dem Verkauf meines Dreissigstels ziehe, soll auf die Ausgabe des folgenden Gedichtes verwendet werden. [4]

Ich lade hiermit noch einmal ächte Deutsche Männer von gründlicher Denkungsart und Vermögen ein, ein Unternehmen zu begünstigen, wodurch sich unser gegenwärtiges Jahrhundert zur Erkenntlichkeit aller folgenden — so lange der Deutschen [sic] Sprache von einer menschlichen Zunge gesprochen wird — unausbleiblich berechtigen muss.[1]

Berlin, den 15ten April 1781.

Müller
Professor der Philosophie und Geschichte
am Königl. Gymnasium.

Hören wir daneben den Brief, der die Sendung der Ankündigung an Bodmer geleitete.

»Berlin den April 1781 (sic).

Verehrungswürdigster Herr Professor,

Beiligendes Blättchen wird Denenselben mehr seyn, als ich auf einige Blätter schreiben könte. Ich ersuche hiermit — Sie — mir die genommene Copie des Gedichtes der Nibelungen

[1] Was zuerst Wieland a. a. O. S. 162 aufstellt, und Zarncke S. XXIX Anm. linke Spalte wiederholt, dass der Ankündigung auf einem besonderen Blatte der Anfang der Nibelungen beigelegt war, wird sich nachher als unrichtig erweisen. Wie kann schon damals gedruckt sein, was Müller noch gar nicht besass?

so bald möglich zu übersenden, damit ich es hier dem Druck übergeben könne . . . wenn nemlich die einzige Bedingung ist die Copie auf mein Risico drucken zu lassen. Sollte ich aber die Copie selber mit einer beträchtlichen Summe bezahlen müssen, so kan ich vor der Hand diese Bezahlung nicht versprechen. Ich verheisse dagegen mit der Daraufsezung alles meines Credits — wenn die Zuschüsse der Gesellschaft eine Bezahlung gestatten, dieselbe alsdann zu Dero Zufriedenheit abzutragen.

Wie aber — wird mich Zürich stecken lassen, wird diejenige Stadt, die so viele nüzliche Anstalten . . . . in sich fasst, ein Unternehmen ganz verlassen, das inmitten ihrer Mauern entstand, und von einem Manne, der die Zierde derselben ist, von einem Bodmer befödert wird? Der Gedanke wäre mir unerträglich — — — Doch ich hoffe der Kaufmannsgeist habe zu wenig Sicherheit für 3. Louisd'or gefunden und nun die Sicherheit da werde er einem edlern liberalen Geist Plaz machen. Ich lege deswegen noch ein halbes Duzend Nachrichten bei.

Die Correktur dieser alten Dichter wird mir, wie ich wohl voraussehe, nicht wenig Mühe verursachen, doch hat es auch sein angenehmes und überall sehe ich, dass verschiedne Bekantschaften, durch diese Unternehmung veranlasst, mich ziemlich für die darauf gewandten Bemühungen entschädigen werden. [Schon habe ihm Schlieffen aus Cassel geschrieben.]

Alles dieses hat mich neuerdings in Feuer gesezt, und da ich für mich nichts suche, ja [?] ein Duzend Louisd'or allenfalls aus meinem Beutel zulege, so werde ich jedem der Louisd'or in s. Chatoulle hat anbringen [?] und eine Anzeige in die Wellt heraussenden an jedermann der ein Bisgen hervorraget. Es muss hier und da was abwerfen. Ein bisgen Unverschämtheit stehet bei einer uneigennüzigen Absicht an ihrer Stelle, und über dieses gibt es Leute die diese Tugend zu schäzen und zu fürchten wissen. Ich lege es darauf an alle ihre Gedichte — nicht blos eines durch den Druck zu retten, u. da ich sonst an die Ahnungen eben so wenig glaube als an die Quadrinität so gebe ich doch wider meinen Willen einer Ahnung Plaz die mir sagt — Es werde gehen.

Da ich heut noch ein Duzend Briefe in dieser nemlichen Sache zu schreiben habe, so ersuche Sie vortrefflicher Bodmer mich und mein Vorhaben Ihnen bestens zu empfehlen u. s. w.«

So voll Müller den Mund bei der Ankündigung nimmt, dass es aussieht, als wäre er seiner Sache gänzlich gewiss, so deutlich zeigt dieser Brief, dass er, noch ohne irgend etwas Eignes zur Realisirung seines Plans gethan zu haben, sich ganz und gar auf Bodmer verliess.

Am 4. Mai empfing Bodmer den Brief, 5 Tage darauf antwortete er. Und diese Antwort ergibt, dass ihm die Zwischenzeit in innerm Kampf und mancherlei Bedenken verflossen. Sein greisenhaft schwerfälliger Geist hatte sich noch nicht ernsthaft den Gedanken vorgehalten, dass Müller seine eignen Copien verlangen könne. Auch Boien habe er, meint er in seinem Brief vom 9. Mai, nur Abschriften von diesen nehmen zu lassen versprochen. So schreckt ihn auf der einen Seite der Gedanke, seine geliebten altschwäbischen Dichter den Unsicherheiten der Beförderung auszusetzen. Auf der andern Seite aber verkennt er die übeln Folgen nicht, die auf die ganze Weiterentwicklung des altdeutschen Interesses, nachdem die Sache so weit gediehen war, ein Verzug von etlichen Monaten — so lange brauchte gewiss ein Amanuensis, wenn ja sich einer fand, zur Abschrift — ausüben musste. Mit schwerem Herzen entschliesst er sich. »Meine Abschriften aus meinen Augen und aus meiner Vaterstadt zu entlassen kam mir nicht in den Sinn. Itzt haben Sie meinen Anerbietungen die Ausdähnung gegeben, und diese ins Publicum hinaus verkündiget; Sie haben mich genöthigt, dass ich meine Abschriften Wind und Wetter, Wasser und Feuer, ... aussetzen und ihrer mich berauben muss. Ich habe Proben, welchen Gefährlichkeiten ich sie unterwerfe; aber ich will und kann Ihr programma nicht vereiteln. Ihnen will ich die Abschrift der Nibelungen mit der ersten Gelegenheit, da mein neveu Hr. Escher im Wollenhof Kaufmannsgüter nach Berlin oder Leipzig sendet, zufertigen. Ich will die Gefahr laufen, laborem meum effundi.«

Die Geschäfte der Abonnentensammlung, der Geldeinziehung und Exemplarvertheilung für Zürich weist er in diesem

Briefe von »seinem verwelkten und beynahe freundlosen« Alter — in solche Stimmung hat ihn der Entschluss versetzt — für immer zurück. Und kein Wort wird gesagt von zwei Hohenemsischen Handschriften. So fest aber steht er jetzt zu dem Müllerschen Plane, dass er selbst für den Fall seines Todes die nöthigen Vorkehrungen getroffen hat, damit das Unternehmen dadurch nicht ins Stocken gerathe.

In der zweiten Hälfte des Mai erfolgt die Absendung der Nibelungen[1]. Wie aus einem spätern Brief[2] zu ersehen ist, liefen parallel mit ihnen zwei Schreiben an Müller, der eine auf der Post, der andre durch private Güte. Nur einer davon scheint angekommen zu sein, in welchem Müller gebeten wird, die übersandte Nibelungencopie immer als Bodmers Eigenthum anzusehen, und dafür Sorge zu tragen, dass sie von dem Verleger und den Setzern sauber gehalten werde, damit sie nach dem Druck in der Zürcher Stadtbibliothek niedergelegt werden könne[3]. Trotz diesem weitgehenden Schritt, so rechtes Vertrauen zu Müller hat der Alte doch noch nicht. »Ich gebe dem Professor Müller alle Subsidia, die alte Sprache und Rechtschreibung zu lernen, und wenn sein Paroxysm dauert, so erhalten wir die altschwäbische Poesie im Andenken,« schreibt er am 12. Mai an Schinz.

Neckische Zufälle treiben mit menschlichen Schwächen oft ein grausames Spiel. Wohl nie ist die innige Liebe, die Bodmer zu den altschwäbischen Poeten hegte, so arg auf die Probe gestellt worden, wie jetzt. Zwei Monate sind die Nibelungen unterwegs, einen Monat zögert dann der unverantwortlich rücksichtslose Müller mit der Ankunftsanzeige, Mitte September erhält Bodmer die erste Nachricht. Und wie viel Qualen hat der treffliche Alte während dieses Vierteljahres ausgestanden[4]! Zunächst hält er es bis in den August aus, von Posttag zu

[1] Brief an Schinz vom 15. Mai 1781.

[2] Vom September 1781, an Müller, wahrscheinlich nicht abgesandt.

[3] Ohne Datum.

[4] Z. B. am 22. August schreibt er an Schinz: »Müllers in Berlin Stillschweigen ist unausstehlich. Er ist ein Stein, wenn die altschwäbischen Anecdoten bei den Balladen ihn nicht ermuntern.« 29. August: »Müllers in Berlin Stillschweigen wird alle Posttage unausstehlicher.« Und so oft.

Posttag auf eine Zeile aus Berlin zu warten. Wie aber der auf der Reise befindliche Nikolai ihn aufsucht, (»der Mann mit dem Buchhändlergeschmack und Buchhändler-Interesse,« wie Bodmer ihn nennt) und ihm erzählt, Müllers Unternehmen werde, »aus Mangel an Liebhabern,« schwerlich guten Fortgang haben, ausserdem sei Müller leicht zum Enthusiasmus geneigt, der dann ebenso schnell wieder zerrinne wie er gekommen sei, und zur Correctur viel zu ausdauerlos[1], da reisst ihm die Geduld. Er schreibt einen kläglichen Brief an Müller[2] und bittet ihn dringend, bei den Kaufleuten zu Frankfurt an der Oder, an welche Escher die Nibelungen gesandt, sich ja nach ihrem Schicksal zu erkundigen.

»Ich will es immer für Gütigkeit halten, wenn alles ins Stocken geräth, dass Sie mirs nicht verhehlen; die Ungewissheit, in der ich lebe, ist mir beschwerlicher.

Aber in diesem unglücklichen Fall erbitte ich aufs dringendste, dass Sie für den Code der Nibelungen und seine Erhaltung die zärtliche Sorge haben, die er verdient. Es war eine Art Grausamkeit, dass sie mich diese Zeit [?] lang ohne ein mot de lettres gelassen haben. Und Sie wusten, wie kostbar dem Alten von 83 Jahren jeder Tag, jede Stunde ist. Verzeihen Sie mir meine furchtsamen Besorgnisse. Die Nachricht, dass Ihr Unternehmen glücklich von Statten geht, wird Erfrischung für meine welken Gliedmassen seyn . . .«

Für diesen Fall, dass trotz seiner Besorgniss alles gut gehe, bietet er ihm die Varianten des St. Gallischen Codex an. Von einer zweiten Hohenemsischen Handschrift ist auch hier keine Rede. Noch existiren zwei andre in demselben Sinne geschriebene Briefe Bodmers, von denen ich nicht sagen kann, ob sie abgeschickt worden sind oder nicht.

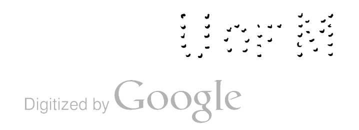
Am 4. September 1781 antwortet Müller auf Bodmers Brief vom August. Er sendet ihm einen Schein, der erstens die Empfangsbestätigung der Nibelungen, zweitens aber die Bürgschaft und das Versprechen Johann Bernoullys enthält, er werde, falls Müller dazu durch irgend einen Zufall ausser

[1] An Schinz. 2. August 1781.

[2] Der Brief ist datirt »im August 1781.«

Stande gesetzt sein sollte, die Handschrift abdrucken lassen und sie hernach an Bodmer oder seinen Neffen Escher nach Zürich zurücksenden[1]. Ausserdem meldet Müller den Abschluss eines Contracts mit dem Buchdrucker Spener, wonach die Nibelungen in gleichem Format mit gleichen Lettern auf holländischem Papier abgedruckt werden sollten, wie die Sammlung von Minnesingern. »Der Druk wird so schnell nicht vor sich gehen, denn ich habe verabredet so lange daran zu corrigiren bis nichts Vitioses mehr vorhanden. Wir lifern das Geschriebene (mit Dinte) ohne uns an die Varianten zu kehren, weil ich nicht gern Wind mache. Die Varianten unter dem Text würden der Ausgabe ein critisches Aussehen geben, und wären nichts weniger als critisch. Kurz mein theurester Herr Professor haben Sie einiges Zutrauen zu mir: in gewissen Dingen bin ich, ich sage es ohne Pralerei, ein Mann geworden, ob ich gleich in andern eben der geblieben bin der ich war als Sie mich kanten. Ich glaube immer, Sie werden, wenn Sie wie ich wünsche und hoffe die Ausgabe erleben, damit zufrieden seyn. Ob der Text allein oder eine Einleitung und Wörterbuch zugleich erscheinen werden, hängt von dem Vorschuss ab, den das deutsche Publicum thun wird. So wie die Sachen jez noch stehn, bin ich gerade reich genug den Text allein mit einer kurzen simplen historischen Nachricht zu lifern. Ich spreche von einem Wörterbuch oder glossario wie Sie den Fabeln der Minnesinger angehängt hatten um das Verstehn des Autors zu erleichtern . . .« Dann redet Müller von einem Zehntel der ganzen Auflage, das Bodmer gefordert habe, und unglücklicher Weise sei diese Forderung gedruckt. Das muss sich auf einen verlorenen Brief beziehen, ich kenne auch das Gedruckte nicht. Bodmer meint dazu am Rand, gefordert habe er ganz und gar nichts. Weiter heisst es: »Ueberall bitte ich zu glauben, dass ich bei dieser ganzen Sache nicht das geringste Interesse habe, von welcher Beschaffenheit es immer sein mag; ich wünsche simplement, dass die alten Schwäbischen Dichter gerettet werden, es geschehe durch wen es

[1] Darnach sind die Nibelungen am 28. Juli in Berlin eingetroffen, vom 6. August datirt ist Bernoullys Unterschrift.



will, so werde ich demselben so weit ich es vermag beistehen. Mit einer kindischen Einfalt habe ich die Sache unternohmen, und gedenke jez noch bey mir selber, wenn man einmal Willens seye diese Dichter zu retten, so werde man schwerlich jemals einen uneigennützigern, absichtslosern Handlanger finden, als man an mir hat, oder haben könnte.« Die Worte sind recht charakteristisch für Müller. Bodmer hat den Brief vor dem 18. September empfangen.

Am 1. December 1781 übersendet Müller zwei Druckexemplare der ersten Seite der Nibelungen, die, trotzdem sie uncorrigirt waren, doch eine gute und zufriedne Aufnahme fanden. Aber Müllers Uebellaunigkeit tritt sogleich wieder störend hervor: »Den Kopf und die Augen beim Corrigiren verspreche ich nicht zu schonen. Ich will suchen mit Ehren banquerott zu werden. Doch diss nicht denn [?] wem nicht durch Vernunft beizukommen, den werden die Sinne regiren. Wenn nicht zur Hausthüre, so steigt man zum Dach ins Hauss. Es kommt doch hie und da ein Pränumerant angeschlichen, und der Anblick dieses Blattes, das ich express zum Versenden habe abdrukken lassen, wird mehrere anreizen. Freilich fühle ich noch meine Unerfahrenheit in dieser alten Sprache und wünschte sehr auf weniger Meilen von Ihnen entfernt zu seyn, um sie darüber consultiren zu können. Wenn es aber nur immer angehen wird, so will ich auch den ersten, rein abgedrukten Bogen Ihnen ohne Ihre Unkosten zusenden und mir darüber Ihre Anmerkungen ausbitten, damit ich in den folgenden davon könne Gebrauch machen.«

Bodmer hat darnach verschiedene Ansätze zu einem Brief gemacht, aber, so viel ich sehen kann, keinen davon abgeschickt. In einem dieser nicht fertig gewordenen Schriftstücke redet er von zwei Hohenemsischen Handschriften. So ist chronologisch das nächste ein Brief Müllers vom 23. Februar 1782, dem zugleich der zweite Bogen der Nibelungen[1], mit der Bitte um Nachsicht und Belehrung, beilag. Auch er erregte Bodmers

[1] Der erste Bogen mit Ausnahme der ersten Seite scheint nicht übersandt worden zu sein.





lebhaftes Wohlgefallen[1]. Müller war über der Arbeit auf Gedanken gekommen, wie sie bei seiner Unkenntniss der mhd. Sprache nicht ausbleiben konnten. »Da er einmal eine gelehrte Lastträger-Arbeit übernommen habe, ohne Intresse dabei zu suchen, so wünsche seine Eigenliebe, das Stük Arbeit en maitre und nicht en Pfuscher zu liefern. Wie aber sei es möglich, ein Manuscript zur Erweiterung der Sprachgeschichte und Sprachkenntniss zu benutzen, dem von neueren Correcturen ein- und beigefügt seien? Und nicht minder als vier verschiedne Hände zeigten die Correcturen des Manuscripts, das ihm Bodmer gesandt habe.« In diesem Sinne spricht er einen Wunsch aus, der, erfüllt, viele Confusionen in ihrer Entstehung schon vernichtet hätte, nämlich den Druck von einem Original aus zu besorgen.

Leider, muss ihm Bodmer in seiner Antwort vom Dinstag vor Ostern 1782 sagen, ist dies unmöglich. »Ich bin nicht der ängstliche, der den Abdruk mit allen Fehlern fodere. Es giebt Fehler, die man mit Fingern greifen kann.« Ueber die vierfachen Correcturen sagt er auch mir nicht Verständliches. »Ich verwundere mich, dass der Bogen B so correkt ist, aber ich hätte nur die Strophen, die Verse nicht, numerirt.«

Strophen. Von der Hagen hat richtig darauf hingewiesen[2], dass die strophische Form der Nibelungen von Bodmer erkannt worden sei aus der St. Galler Handschrift[3]. Aber den Vorwurf, den er ihm an eben derselben Stelle macht, dass er diese Erkenntniss für den Abdruck nicht ausgenutzt habe, liegt mehr in den Umständen, unter denen die Publication zu Stande kam, als an ihm. Unser Brief, der abgesandt und laut einer Notiz Müllers am 6. April empfangen worden ist, enthält den Beweis. Und in der That hatte Bodmer schon 1781 zwei Nibelungenstrophen in ihrer richtigen Gestalt drucken

[1] Dazwischen allerdings finden sich auch jetzt noch hie und da manche Misstrauensvoten über Müller. Z. B. an Schinz den 12. März 1782: »Im Februar des t. Musäum hat Müller nicht viel gerechtes von den Nibelungen gesagt. Dieses Werk ist aus dem Eingang des 13ten Jahrhunderts. Ich fürchte, er verstehe die Sprache weniger als er sich einbildet.« Siehe Deutsches Museum 1782, Bd. I. S. 193.

[2] Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst, I, 1, S. 12.

[3] Auf die Langzeile war Bodmer aus der Handschrift A gekommen. Vrgl. 2. Mai 1781, Aufzeichnung für Müller: »Wie in der Abschrift, also sind in der membrana zwei Verschen auf einer Zeile.«

lassen[1]. Auch die Zeit, in der die strophische Form wiedererkannt wurde, ist genau zu bestimmen. Nicht das erste, sondern erst das zweite Mal, wo Bodmer den St. Galler Codex in Händen hatte (1780), hat ihm die Augen geöffnet.

Langsam ging — die Pressen waren besetzt und die Messe kam störend dazwischen — der Druck der Nibelungen von statten. Erst am 5. October kann Müller »zwei Exemplare des abgedruckten Gedichtes Liet der Nibelungen« der fahrenden Post an Bodmer übergeben, die Bodmer am 27. November 1782 mit um so freudigerer Rührung in Händen hielt, als er seit dem Mai wieder ohne alle Nachricht von Berlin war. Die umgehend erfolgende Antwort beginnt: »Tibi mandatum dato, si quid recte eventurum vellem: Die Nibelungen sind vortrefflich bearbeitet; Sie übertreffen, mein Lieber, zwanzig Buchhändler zusammen genommen an Generosität ..... Die Deutschen müssen Scandinaven seyn, wann die Nibelungen nicht mehrere Theilnehmer anloken.«

Das letzte bezieht sich auf eine Klage Müllers, er fürchte, das Publicum werde fürderhin nicht so bereitwillig sein, das altdeutsche Unternehmen zu unterstützen. Er suche, hatte er erklärt, für die Altschwaben eine öffentliche Posaune, wie den teutschen Merkur und ähnliche Blätter. Für Oesterreich weist ihn da Bodmer an Leopold Haschka in Wien. Am 10. December — es ist der letzte Brief dieser Correspondenz — ist Müller so glücklich, melden zu können, einmal dass Wieland sich der Schwaben angenommen[2], und dann dass Schlieffen ihm im Namen des Landgrafen von Hessen-Cassel ein goldene Medaille für seine altdeutschen Verdienste übersandt habe.

Diese Nachrichten empfing Bodmer vierzehn Tage vor seinem Tode. Ueberall um sich her sah er die Saat, die er seit Jahrzehnten reichlich ausgestreut, in frischem frühlingsgrünen Aufkeimen. Die Nibelungen sind das erste und letzte Werk, das sein greises Auge von der Müllerschen Sammlung erblickte; das nächste, die Eneit, ward erst im April des folgenden Jahres abgeschlossen.

[1] Litterarische Pamphlete. Aus d. Schweiz. Zürich MDCCLXXXI, S. 190.
[2] Teutscher Merkur. November 1782, S. 180.





ANHANG.

1.

Ich will, was mir über Bodmers und Boies Beziehungen bekannt ist, sogleich vollständig mittheilen, zur Ergänzung dessen, was bei Weinhold, Boie S. 140 gesagt ist. Aus Boies erstem Brief, dem vom 25. October 1779, mag folgende Stelle noch von Interesse sein:

»Schade, dass die Französische Bibliotheque des Romans nicht das geworden ist, was sie, bei den Hülfsmitteln, die die Herausgeber in Händen hatten, hätte werden können, das interessanteste für mich darin sind die Beiträge die Curne de Ste. Palaye hergegeben und die Auszüge, die Graf Tressan gemacht. Und was ist vollends, unter des seichten Millots Händen, die Histoire des Troubadours geworden! Curne selbst ist zu alt, als dass wir von ihm noch den Gebrauch seiner Schäze erwarten könten; aber es [gibt] gewiss noch in Frankreich solche, die andern Nuzen daraus ziehen könten, als dieser Millot. — Ich werde mir Mühe geben das Mspt. von Gawain aus Bremen zu bekommen, und bin desto neugieriger darauf, da die Bibliotheque des Romans kein eigentliches Ritterbuch von Gawin kennen will. Der Herausgeber der Reliques of anc. poetry führt aber, wenn ich mich nicht irre, ein englisches Mspt. von seinen Abentheuern an.«

Bodmer an Schinz. 5. Januar 1780. »Es ist mir nicht leid, dass der Brief an Gemmingen gedrukt ist. Er ist meiner Copie davon ganz getreu[1].«

---

[1] Ein Brief Bodmers an Gemmingen, Deutsches Museum 1779, Bd. II, S. 457.



Bodmer an Schinz. 20. Januar 1780. »Ich frage ihn [Boien], ob er Frygedank Gnomologum, wovon Breitinger eine Abschrift aus einer membrana gemacht, in sein Musäum aufnehmen wolle, aber er müsste das Werk auf einmal und in einem Monat völlig geben, wie Wieland seinen Oberon geben will . . . Boie macht durch die Aufnahme der overbeckischen Aeneis in sein Musäum seinem Geschmack wenig Ehre. Ich halte ihn für mehr nicht als einen Handlanger. Wie meistersängermässig ist das Gedicht des Verf. der Nachtigall[1]. Er hat gewiss Mangel an Stoff.« 22. Januar. »Ich verspreche Boien die Pamphlete: Zweifel gegen Ossians Aechtheit. — Hochzeitfeier der Thetis. — Erinnerungen zu Evadne, Creusa, Telemach. — Erinnerung zu Oranse. — Von dem lebendigen Ausdruck. — Nachricht von Margrave Heinrich von Misen Gedicht: Helene von Kriechen.«

Bodmer schrieb an Boie am 26. Januar 1780. Vom 24. April datirt ist die Antwort:

»Von den prosaischen Aufsäzen, die Sie so gütig sind, mir fürs Museum anzubieten, werden mir die Zweifel gegen die Aechtheit der Ossianischen Gedichte, vom lebendigen Ausdruck, die Nachricht von Marggrafs Heinrich von Misen Helene von Kriechen sehr willkommen sein . . .

Das Gedicht vom Verfasser der Nachtigall war freilich mehr historisch und litterarisch merkwürdig, als poetisch. Ich fühlte das sehr wohl, konte aber dem, der mir die Merkwürdigkeit, die es doch immer ist, aus einem Archive mittheilte, den Druck nicht abschlagen. Indess habe ich wenig Dank damit verdient, und ich muss mich künftig sorgfältiger mit solchen Sachen zurückhalten, die immer nur dem allerkleinsten Theil meiner Leser einigermaassen wichtig sein können. [3] Aus diesem Grunde darf ich die Einrückung des Freydanks in das Museum nicht wagen. 4480 Verse würden, eng gedruckt, mehr als ein ganzes Stück einnehmen, und Wieland hat selbst durch seinen Oberon, der so sehr für den allgemeinen Beifall geschrieben ist, einen ganzen Haufen unpoetischer

---

[1] Aeneis, Museum 1779, Bd. II, S. 489. Nachtigall Bd. I, S. 61 mit Fortsetzungen.

Leser abgeschreckt, die nun den Merkur nicht mehr halten. Aber wenn Sie mir sonst das Gedicht zur Herausgabe anvertrauen wollen, so verspreche ich sie Ihnen hiedurch auf das feierlichste. Einen Verleger will ich schon finden, und es scheint mir überhaupt besser, dass ein so merkwürdiges altes Ueberbleibsel nicht in einer Monatsschrift versteckt, sondern allein erscheine, damit allein diejenigen, die etwas mehr als die Oberfläche der Litteratur kosten wollen, es kaufen können. Reich dabei werden wird freilich der Verleger nicht, aber doch immer so viel Exemplare absezen, dass er ohne Schaden bleibe, da weder die Mittheiler des Mspts, noch der Herausgeber Lohn nehmen werden. Dass weder der Ihnen noch Breitingern gehörige Dank dabei vergessen wird, versteht sich von selbst. Aber ich mögte, im Falle, dass Sie mir die Handschrift Ihres verewigten Freundes mittheilen wollen, doch auch gern die alte Ausgabe, die, wenn ich mich nicht irre, zweimal gedruckt ist, zur Vergleichung haben, nach der ich bisher umsonst gestrebt habe. Könten Sie mir nicht auch diese auf einige Zeit verschaffen? Einige Spracherläuterungen und ein kleines Glossar müssten wol auch hinzugethan werden, und der Herausgeber müsste die Interpunktion, die vermutlich das Mspt selbst nicht haben wird, hinzuthun. Die Minnesinger würden vielleicht mehr Leser haben, wenn diese nicht fehlte. Auf ähnliche Art wird Lessing den Renner herausgeben, dessen Text er aus dreien Handschriften, mit der gedruckten Ausgabe verglichen, zusammengesezt hat. Vor zweien Jahren, als ich bei ihm war, habe ich seine Abschrift in zweien Bändchen gesehen. Das dritte solten ein Glossar und Sprachanmerkungen einnehmen.«

S. 4: Bodmer hatte ihm seine Trauerspiele geschickt, die er lobt; nur dem ersten kann er »noch nicht ganz Geschmack abgewinnen«.

Bodmer an Schinz. 31. Mai 1780. »Boie schreibt mir, dass Lessing den Gnomologen, der Renner betitelt, herausgeben werde; er selbst getraut sich einen Verleger zu dem Frygedank zu finden, den unser Breitinger aus einer membrana des Johanniterhauses ins Reine geschrieben hat.« — 10. Juni 1780. »Die Schwägerschaft zwischen Boie und Voss schneidet mir die Gelegenheit [ab], bald etwas Starkes in das deutsche Musäum

einzutragen. Voss hat auch Pindarische Oden übersezt[1], griechisch-deutsch. Ich gebe ihm auch den Frygedank nicht, und ich wollte diesen noch lieber Lessingen geben, der izt den Gnomologen Renner aus verschiedenen Manuscripten an das Licht besorget.« 9. August 1780. »Die persönlichen Anecdoten verrathen mit ihren Fehlern, dass Boie in dem Altschwäbischen schwach ist.« Ende August 1780 empfängt Bodmer die Gothaer Papierhandschrift der Eneit. Er macht sich sogleich daran, Auszüge aus ihr herzustellen. 13. September 1780. »Man hat Veldeks Eneas nicht in den Sammler[2] genommen, weil er zu gelehrt sei, das ist weil er nicht tadele, und doch tadelt er, wie man in den ritterschaftlichen Zeiten tadelte ... Izt schik ich Veldek Boien.« — 8. November 1780. »Ich habe Boien die Auszüge aus Veldeks Eneas geschikt und das Verzeichniss meiner Schauspiele ... Ich sagte ihm, dass ich Parcifal, Wilhelm von Oranse, die Nibelungen aus membranis ins reine habe schreiben lassen, und dass er bekannt machen solle, ich werde mit der Abschrift nicht zurückhaltend sein, wenn sie begehrt werde.« — 26. April 1781. »Ich gebe die Recension von Veldeks Eneas in Ihrer Abschrift in die neuen Balladen; Boie scheint sein Exemplar verworfen zu haben.« Inzwischen hatte Boie am 26. Januar 1781 geschrieben.

Diesen Brief empfing Bodmer am 27. Mai 1781 durch Stäudlin. Boie meinte der vorige Brief sei verloren gegangen, er hatte den Bodmers vom 8. November noch nicht erhalten. Er kündigt an einen endlich gefundenen Verleger für Bodmers neueste Gedichte: seinen Schwager Jessen. Dann S. 2:

»Dann hatte ich mich auch erboten, [in dem verloren geglaubten Briefe] den Freydank von der Bescheidenheit, nach der Handschrift, die Sie mir anzubieten so gütig waren, abdrucken zu lassen, welches ich nun nach dem Plane des Hr. Prof. Müllers in Berlin, wenn er, wie ich so sehr hoffe, in Erfüllung geht, nicht mehr nötig ist, und ich vielleicht auch nun nicht mehr könte, da sich meine Lage seit einigen Wochen

[1] Vrgl. Deutsches Museum, 1777, Bd. I, S. 78.

[2] Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten. 6 Jahrgge. 1779—84.

ganz verändert hat.« Dann spricht er von seiner Kopenhagener Reise, in Folge deren er zum Landvogt von Süder-Ditmarschen ernannt sei. Fortan werde er für Literatur wenig Zeit frei haben. S. 3:

» . . . . . . Für mich selbst hatte ich in der Litteratur nur Einen Plan, den ich nun aufgebe, und würdigeren Händen überlasse: ich wolte, wo nicht eine Geschichte, so doch Beiträge zur Geschichte unsrer Litteratur und Sprache schreiben, und hatte seit Jahren schon an den Materialien gesammelt.« — Noch habe er sich, nach der Berufung, den Sommer über frei halten wollen, um eine Reise nach Süddeutschland und der Schweiz zu unternehmen: vergeblich. Stolbergs, Klopstock, Gerstenberg, Voss seien von Hochachtung gegen Bodmer voll. Voss hätte ihm eine Idylle im letzten Musenalmanach gewidmet; auch im Museum stehe ein Gedicht auf ihn.

Bodmer an Schinz. 4. Juni 1781. »In Boies April werden Sie mein Pamphlet von Veldeks Eneas lesen[1], verspricht Boie. Lessing, sagt er, habe einen Entwurf der deutschen Sprache fast vollendet, von den Minnesingern bis auf Luthern.« Damit ist ein Boiescher Brief vom 12. März gemeint, den Bodmer am 1. Juni in Händen hatte: »Ihren Brief vom 8. Nov. vorigen Jahres habe ich erst vor wenigen Wochen erhalten.« S. 2:

»Die Stelle aus Ihrem Briefe, Ihre Abschriften der schwäbischen Dichter betreffend, habe ich, Ihrem Wunsche gemäss, in das Museum gesezt, und die mir sehr wilkommene Nachricht von Veldeggs Aeneis wird das jezt unter der Presse befindliche Aprilstück zieren. Ich bitte Sie angelegentlich, wenn Sie mehr dergleichen Nachrichten in Ihrem Pulte haben und keine bessere Stelle dafür wissen, dem Museum die Ehre ihrer Bekantmachung zu gönnen.

An Hr. Prof. Müllers Plan zur Herausgabe der sämtlichen schwäbischen Mspte nehme ich herzlichen Theil. Ich habe für mich selbst unterzeichnet, und verschiedene meiner wohlhabenden Freunde und Bekanten auch dazu zu bereden gesucht; weis aber noch nicht, ob sich genug unterzeichnet haben.

---

[1] Das geschah nicht. Erst im zweiten Bd. dieses Jahres S. 76 findet sich der Bodmersche Aufsatz.

Lessings Tod ist, wie für die deutsche Litteratur überhaupt und so viele Wissenschaften, auch für das Studium der vaterländischen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zweien Sommern zum leztenmal bei ihm war, zeigte er mir den fast vollendeten Entwurf einer Geschichte der [3] deutschen Sprache und Litteratur von den Zeiten der Minnesinger bis auf Luthern. Obgleich die Citata und Nachweisungen grösstentheils beisammen sein mögen; wer von den nachbleibenden wird es ausführen! So stirbt einer nach dem andern von denen, die Männer waren, und meistens Knaben bleiben nach, die dem Ton der Zeit vollends eine schiefe Richtung geben, und meistens desto lauter sprechen, je weniger sie selbst bedeuten. Sie thun, meinem Bedünken nach, Leisewizen Unrecht, wenn Sie ihn diesen beizählen. In seinem Julius von Tarent sind, ich leugne es nicht, Stellen genug in dem zugespizten Ton der Zeit. Aber dies Stück war ein Jugendwerk, worauf der Verfasser sich gewiss nichts einbildet, so vortheilhaft es sich von (?) den meisten neuern Theaterstücken sonst auch auszeichnet[1].« . . . . . .
Die Geschichte sei jetzt Leisewizens Feld. Dann spricht er wieder von seinem vereitelten Plan der Geschichte der deutschen Literatur. S. 4:

»Adelung versucht das jezt, aber ausführen wird er's schwerlich, wie es ausgeführt werden muss. Indess wird er, durch Herbeischaffung von Materialien, dem künftigen Geschichtsschreiber wenigstens den Weg mehr bereiten. Mit seinem Wörterbuch bin ich im ganzen gar nicht zufrieden. Welch ein unendlicher Reichthum, und welche Armut auf der andern Seite! Seine Autoritäten sind so selten Autoritäten. Weiss und die meisten Sächsischen Schriftsteller werden wol, in der Wage der Zukunft, sehr leicht wiegen.« Vossens »Odüssee« werde nun doch erscheinen. Der sei erfüllt von Hochachtung für Bodmer u. s. w.

Bodmer an Schinz. 9. August 1781. »Der Heumonat des T. Musäum hat meine Nachrichten von Veldeks Eneas mit dem einzigen Drukfehler wohlsehende Augen statt wohlstehende, welches Veldeks Lesart ist und epanifale statt parcifal.«

---

[1] Bezieht sich auf Liter. Denkmale S. 209.

Das »Noch etwas zu Heideggers Leben,« Deutsches Museum 1779, Bd. I, S. 368 ist auch von Bodmer. Vrgl. darüber Sulzer an Bodmer, 13. Februar 1779:

»Ihre Lobrede auf Heidegger . . . . ich habe in Hofnung, dass es Ihnen nicht missfällig seyn werde, bei einer schiklichen Gelegenheit ein paar Stellen davon ausgezogen, die in das Deutsche Museum kommen werden, wo ich zugleich des dem würdigen Mann errichteten Denkmahls erwehnung thue, und sogleich die edle Aufschrift davon ganz hingesezt habe.«

2.

Wenn es nicht gerathen erscheint, die Nibelungenaufsätze der Jahre 1756/57 in ihrem ganzen Umfang zu reproduciren, so ist doch die Breitingerische Nachzeichnung der Charaktere auch heute noch lesenswerth. An der S. 34 mitgetheilten Stelle [Freym. Nachr. 1757, S. 83b] heisst es weiter:

In der Entwicklung der Charakter muss man dem Poeten eine starke Erkenntniss der Menschen, zum wenigsten der kriegerischen Menschen, einräumen, von welchen er sehr natürliche, sehr genaue Züge in grosser Verschiedenheit hat. Die Personen haben alle den Charakter der Tapferkeit, aber in verschiedenen Graden und mit gewissen Zusätzen. Dieses ist schwerer, als wenn man die Charakter allein durch den Contrast, oder das Wi- [84a] derspiel vervielfältiget. Wenn er einer Person etwas hassenswürdiges gegeben, so hat er ihr darneben andere Eigenschaften zugeleget, die dieses verringern. Chrimhilden wütende Rachgier wird durch die grosse Liebe zu Sivrit, durch Sivrits grosse Verdienste, und durch die Schändlichkeit des mörderischen Ueberfalles gerechtfertiget; zudem dass sie den andern gern geschont hätte, wenn sie sich von Hagenen geschieden hätten. Wir wissen es Hagenen Dank, dass er sich für die Grossmuth, mit welcher Rüdeger ihm seinen Schild überläst, erkläret, e r w o l l e s i c h a l l e s U e b e l s g e g e n i h n b e g e b e n; s e i n e H a n d s o l l e i h n i n d e m S t r e i t n i c h t b e r ü h r e n, w e n n a u c h R ü d e g e r a l l e B u r g o n d e n e r s c h l ü g e. Und es hat uns gefallen, dass wir die religiosen

Empfindungen bey ihm gehöret haben: »Meine theure Herren, meine Anverwandten und Freunde, ihr sollt zur Kirche gehen und Gott eure Noth klagen; denn wisset, dass uns der Tod nahe ist; ihr sollt nicht vergessen, was ihr gesündiget habet, und sollet zu Gott flehen. Tapfere Männer, ihr sollet gewarnet seyn, wenn Gott vom Himmel die Sache nicht wunderbar leitet, so vernehmt ihr keine Messe mehr.«

Dietrich ist an Muth und Tapferkeit ausnehmend, aber diese Eigenschaft wird uns mehr durch den Ruhm, in welchem er bey den tapfersten steht, als durch Thaten entdecket. Seine Mässigung, seine gesetzte Gemüthsfassung, die ihn in dem Sturme des Gefechtes, in der heftigsten Leidenschaft, in dem Verlust aller seiner Freunde, nicht verlassen, sind die Eigenschaften welche hier in ihrem vollen Glanze vor Augen gelegt werden. Er wollte nicht, dass Wolfhart gehen sollte zu erfahren, was das Wehklagen bedeutete, das sich über Rüdegers Tod erhoben hatte: Uebereilet euch nicht, sagte er, was die fremden Krieger hier gethan haben, das thaten sie nothgezwungen; lasset es sie geniessen, dass ich ihnen meinen Frieden versprochen habe. Dann hiess er Helpfrichen, [84b] einen sanftmüthigern Mann, gehen. Als dieser ihm die traurige Nachricht bracht, und Wolfhart auffuhr: Haben sies gethan, so soll es ihnen an ihr Leben gehen. Wenn wir es ihnen vertrügen, so wäre es uns ein ewiger Schandflecken, so schicket Dietrich noch den alten Hildebrand, es besser zu erfahren. Dietrich bestreitet Hagenen und Gunthern nicht, ohne dass er ihnen zuvor den Frieden angetragen hätte. Und da er Hagenen einen tödlichen Streich hätte geben können, will er ihn lieber lebendig fangen, welches er mit grösserer Gefahr unternimmt, und er lifert ihn der Königin mit der Bitte, die so gut als eine Bedingung war, dass sie ihn beym Leben liesse. — Die offenherzigkeit ist die natürlichste Gefährtin der Unerschrockenheit. Als die Königin sich vernehmen liess, sie wollte den umbringen lassen, der die Burgonden vor ihr gewarnet hätte, sagt er ihr gerade heraus, dass ers gethan hätte: Ich bins, der die edlen Fürsten gewarnet hat, und den starken Hagenen den vornehmen Burgonden. Wolher denn böse Feindin, ihr sollt es mir nicht schenken. Er schlug es ihr, als

sie ihn bat ihre Rache an Hagene und den Burgonden zu übernehmen, mit einer solchen entschlossenen Fassung ab, dass sies ihm nicht zum andern mahl ansinnen durfte; Lass die Bitte bleiben, grosse Königin, deine Brüder haben mir kein Leid gethan, dass ich diese wackern Krieger mit Streite bestehen sollte. Deine Bitte ehret dich wenig, dass du dich in einen Complot gegen deine nächsten Anverwandten einlassest. Sie kamen auf freundschaftliche Einladungen in dieses Reich; Sievrit wird nimmermehr von Dietrichs Hand gerächet.

Hagen ist das Widerspiel dieser heroischen Mässigung; ein trotziger, hochfahrender, zum beleidigen schneller, hönischer Mann, von dem höchsten Vertrauen auf seine Stärke, für Leben oder Tod gleichgültig. Da er mit Volker auf einem Steine sitzt, und dieser meynt, sie sollten vor der Königin auf- [85a] stehen, sagt er: Nein, so lieb ich euch bin: Ihre Begleiter möchten meynen, dass ich es aus Furcht thäte. Um keines derselben willen stehe ich auf. Uns beyden steht es besser an, dass wir sitzen bleiben, wie sollte ich dem Ehre beweisen, der mir gehässig ist. Das thu ich nicht so lang ich athme. Ich gebe nichts auf den, der mich hasset. Als sie ihm den Mord ihres Gemahls vorrückt, gesteht er ihn gerade zu: Was redet ihr viel, sprach er, es ist genug, ich bins, Hagen ists, der Sivriden schlug, und gewiss, er war ein rechtschaffener Held; er musste es entgelten, dass seine Gemahlin die schöne Chrimhilde beschimpfet hatte. Ich leugne es nicht, Königin, ich, ich habe Schuld an der Uebelthat. Jetzt mag sie rächen, wer wolle, Weib oder Mann; ich müsste lügen, wenn ich sagte, ich hätte euch nicht ein grosses Leid angethan. Als man ihm den jungen Prinzen zeigte, sagte er ganz beleidigend: Kommt er zum männlichen Alter, so müssen diese Ritter ihm aufwarten; doch ist er so zärtlich gestaltet, dass man mich selten sehen wird an seinen Hof kommen. — Es war ein bitteres Gespötte, das er auf Ezeln führte, der sich in das Gefecht mischen wollte: Es war eine nahe Verwandschaft, sprach Hagen, zwischen Sivrit und Ezeln, er lag bey Chrimhilden, ehe sie zu dir kam. — Ihm war es anständig den Rath zu geben, dass seine Ritter das Blut der Erschlagenen trinken sollten. Ihr edeln Ritter, wen der Durst plaget, der

trinke das Blut hier, das ist in solchen Nöthen noch besser als Wein. Für Speise und für Trank haben wir hier nichts anders. Wiewol er müde, und Dietrich ausgeruhet war, vertrauet er noch auf seine Stärke. Erwähnet es nicht mehr, es geziemt sich nicht, dass man von uns sage, zween so streitbare Männer hätten sich euch ergeben. Man sieht doch niemand mehr als Hildebrand bey euch stehen. — Mir thut weh, dass man mich und meinen Herrn zu Giseln begehrt. Als er den Tod vor sich sah, wollte er Gunthern zum Gefähr- [85b] ten im Tode haben, und verleitete Chrimhilden durch eine falsche Hofnung, die er bey ihr erwekete, dass sie den König, ihren Bruder, umbracht.

Der Poet hat ihm eine Gestalt gegeben, die mit seinem Charakter nach den Gesetzen der Physiognomie übereinkömmt, und uns den Mann, der er ist, verkündiget: Der Held war wohl gewachsen, gross von Brust, sein Haar war mit einer grauen Farbe gemischet. Seine Beine waren lang, und sein Gesicht scheusslich. Er hatte einen heroischen Gang. Das erste mahl, da er ihn aufführt, machet er ihn schon fürchterlich, und dieses mit dem artigsten Schwunge:

Da wart ein schone gruessen
Von den Frouwen getan
Die junge Margravinne
Chuste die Kunige dri
Alsam tet ir muter
Da stunt auch Hagen bi
Den bat ir vater chussen
Do blicte si in an
Er duhte si so gremlich
Das sis gerne hete lan
Doch muste si da leisten
Was ir der Wirt gebot
Gemischet wart ir varwe
Bleich und rot.

S. 94a.

Fortsetzung des Artickels von der Rache einem alten Heldengedichte.

Ich habe an den wilden Helden des Gedichtes eine Lust den Feind auszuhönen bemerket, die auch Homers Helden ganz gewöhnlich ist. Dietrich ist davon ganz entfernet, und

tadelt es ausdrücklich als eine Schwachheit, die vielmehr ein zanksüchtiges Gemüthe anzeigete, als entschlossenen Muth: Dietrich sprach: Wie unanständig ist es entschlossenen Helden, dass sie schimpfen wie die alten Weiber. Ich verbiete euch Hildebrand mehr zu reden. —

Rüdeger erscheint in dem liebenswürdigsten Lichte; über seinen Muth gehet nichts als seine Milde. Sein freundschaftliches Herz gewinnt ihm aller Huld. Von einem so menschlichen, so leutseligen Charakter weiss die Ilias wenig, und die Krieger selbst in unsern höflichen Zeiten bleiben unleugbar hinter ihm zurücke. Wie arbeitet seine Seele, da er sich zwischen seinem König, zwischen der Dankbarkeit, die er ihm schuldig ist, und der Freundschaft, der verschwägerten Freundschaft, im Gedränge siehet! Beyde, sagt der Poet, der König und die Königin bückten sich vor ihm zu seinen Füssen. Den guten Markgrafen sahe man trauren; der getreue Ritter sprach voller Wehmuth: O weh mir Armen! Aller meiner Ehre muss ich mich begeben; der Tugend und der Rechtschaffenheit, die Gott in mein Gemüthe geleget hat. O gütiger Gott im Himmel, könnte ich es mit meinem Tode abwenden! Welches von beyden ich thue oder lasse, so habe ich beyde male unrecht gethan. Und thue ich keins von beyden, so tadelt mich alle Welt. Der mich in das Leben gerufen hat, der gebe mir in den Sinn, was ich thun solle. — Als sie stärker in ihn drungen, sagt er weiter: Mein Herr und mein Kö-[94b]nig, nehmet alles zurück, was ich von euch habe, die Länder und die Städte, nichts von denselben soll mir bleiben, ich will zu Fusse ins Elend wandern. Ich will euer Land raumen, ohne das geringste mit mir zu nehmen. Nur meine Frau und meine Tochter nehme ich an meine Hand; lieber das, als dass ich wie ein treubrüchiger Mann sterben müsse, und man von mir sage, ich hätte ohne Recht euer rothes Gold genommen. — Wie soll ich es anfangen? Ich habe die Burgonden in mein Haus geladen, ich gab ihnen mit aufrichtigem Herzen Speise und Trank, ich beschenkete sie, und jetzt sollte ich sie todtschlagen! Die Leute werden glauben, das sey die niederträchtigste That. — Als sie ihn zuletzt überwanden, sagte er: Was ihr und der König mir liebes gethan habet, das verursacht jetzt meinen

Tod; es kan nicht mehr lange währen. Ich weis wol, dass noch heute meine Städte und Länder euch ledig werden müssen, was für eine Hand es sey, die mich schlägt. Ich empfehle euch meine Frau und meine Tochter. —

Wie gross zeiget er sich, da Hagene ihn vor dem Gefecht so anredet: Edler Fürst, die Markgräfin deine Gemahlin gab mir diesen köstlichen Schild; den haben mir die Hunen am Arme zerhauen; ich führte ihn bisher in König Ezels Lande mit Ehre. Wollte Gott im Himmel, ich hätte hier einen so guten Schild, als der ist, den du, edler Rüdeger, am Arme trägst. Dann verlangte ich hier bey den Hunen keine andere Brustwehr.

Rüdeger erwiderte: Herzlich gern wollte ich dir meinen Schild überlassen, wenn ich es vor Chriemhilden dürfte. Doch nimm ihn immerhin, Hagene, und trag ihn an deinem Arm. Gebe Gott, dass du ihn in dem Lande der Burgonden führen mögest.

Volker ist bey der grösten Tapferkeit ein angenehmer Hofmann, ein Aufwärter bey dem Frauenzimmer, aufgewecket, freudig. Er sagte Rüdegern dem Gemahl Gotelindens und dem Vater Dietlindens die artige [95a] Schmeicheley: Herr Markgraf, Gott hat euch sehr gütig bedacht, dass er euch eine so recht schöne Frau und mit ihr das süsseste Leben gegeben hat. Wenn ich ein Fürst wäre, und einmal eine Kron tragen sollte, so wollte ich eure schöne Tochter zur Gemahlin haben. Das Herz im Leibe weinet mir nach ihr, sie ist von lieblicher Gestalt, von hohem Adel und wahrer Tugend. — Beym Abschiede stand er mit seinem Violin für sie, und stimmete süsse Töne, und sang seine Lieder darein. Die Markgräfin band ihm sechs Armbande an den Arm, die er zu ihrem Andenken an dem Hunischen Hofe tragen sollte. Als hernach Rüdeger Hagenen seinen Schild gab, und Hagene sich dagegen verpflichtete, dass er sich alles Uebels gegen ihn begeben wollte, verhiess eben dasselbe auch Volker des Hagenen Heergesell: »Da mein Streitgefährte Hagene den Frieden mit euch aufgenommen hat, so sollet ihr denselben auch von mir haben; das habet ihr wohl um uns verdienet, als wir in dieses Land gekommen. Ihr sollt aber auch mein Bothe seyn. Diese rothen Armbande gab mir die Markgräfin, dass ich sie hier am Hofe tragen sollte. Das

habe ich gethan, dessen sollet ihr mir bey der Markgräfin Zeuge seyn.« Das war ein Stück seiner Galanterie, und Rüdeger antwortete eben so höflich: Wollte Gott im Himmel, dass die Markgräfin euch noch mehr schencken möchte. Die Botschaft, die ihr mir auftraget, bringe ich meiner Geliebten mit vielem Vergnügen, wenn ich sie gesund wieder sehe. —

Volker sah in einem Turnierspiele einen Hunen reiten, der es allen andern vorthat. Er war so wohl gekleidet, dass die Braut eines wackern Ritters nicht besser gekleidet seyn könnte. Da sagte Volker: Wie könnte ich das lassen? Jener Liebling der Damen muss mir Busse geben, das kan niemand wenden, es geht ihm an das Leben. Gilt gleich viel, ob König Ezels Frau darüber böse wird. — Dann ritt er auf den Hunen, und stach [95b] ihm das Sper durch den Leib, unter dem Schein, als ob es ein blosser Zufall gewesen wäre. Doch hatten die Hunen seinen Zorn zuvor genug verdient, weil sie sich gewafnet hatten die Borgonden in ihrem Schlafe zu überfallen, wenn Volker und Hagene nicht Wache gehalten hätten. Damals rief Volker ihnen hönisch nach: Wie geht ihr so gewafnet! wohin eilet ihr so! wollet ihr auf einen Streifzug reiten, ihr Krieger der Königin? Ihr sollet mich und meinen Heergesellen zu Helfern mitnehmen. Als ihm niemand antwortete, sprach er weiter: Pfuy ihr boshaften Feigherzigen! Wolltet ihr uns im Schlafe ermordet haben! Das hat man noch sehr selten an so guten Rittern verübet. —

So grimmig er gegen die Feinde war, so gütig war er gegen die Freunde. Als er unter der Thüre Schildwache hielt, sorgte er beydes für das Vergnügen und die Sicherheit der Burgonden: Er spielte süsse Töne auf seinem Violin. Seine Sayten klangen, dass das Haus aller Orten wiederschallte. Also wiegte er manchen sorgenvollen Mann im Bette ein.

Ezel ist zärtlichen Gemüthes, voller Nachsicht, unschuldig, gegen diejenigen selbst billig, die ihm sein Kind erschlagen hatten, in seinen ältlichen Tagen noch muthig:

Ezele was so chune
Er vazzete sinen schilt
Done wolde der kunec here
Des strites erwinden niht

Daz von so richen fursten
Selten nu geschiht
Man muos in bi dem vezzil
Wider ziehen dan.

Gunther und Gernot sind starke dauerhafte Helden, von einem feuervollen Charakter; wir bewunderen ihre Standhaftigkeit in der äussersten Noth, und die Treue mit welcher sie sich zu Hagenen halten, als sie mit Auslieferung dieses einzigen Mannes Frieden machen konnten: Das wolle Gott im Him- [96a] mel nicht, sprach Gernot; ob unser tausend wären, wir lägen lieber alle todt, als dass wir dir einen Mann zum Geisel gäben. Das geschieht nimmermehr. —«

Giselher, der jüngste von den königlichen Brüdern, ist eben so standhaft, und nur durch seine Jugend von den andern beyden unterschieden. Aber er erhält unser Mitleiden zu unserer Bewunderung, weil er keinen Theil an Sivrits Mord hatte.

Als Rüdeger im Begriff stand die Burgonden anzufallen, sagte Giselher zu ihm: Ihr wollet eure schöne Tochter zu früh verwittwen; ihr beweiset euch dem Vertrauen nicht gemäss, welches ich auf euch setzete, als ich mir eure Tochter zur Gemahlin erwählete. Rüdeger antwortete: Sendet euch Gott von hinnen, edler Prinz, so seyd eurer Treue eingedenk, lasset die junge Frau meiner nicht entgelten. Ich beschwöre euch bey allen fürstlichen Tugenden, lasset sie eurer Güte geniessen. Giselher erwiderte: Das thäte ich gern, wenn ich es ohne Verletzung meiner Pflichten thun könnte. Aber wenn die tapfern Männer, die noch hier in dem Saale sind, meine edelmüthigen Freunde und Verwandten, von eurer Hand sterben, so ist die Freundschaft mit euch und meiner Gemahlin, die ewig seyn sollte, aus und zu Ende.

3.

In Bodmers Nachlass finden sich eine Anzahl Blätter mit Notizen über die Nibelungen u. s. w., deren Datirung aus der dem St. Galler Codex entnommenen, von Meister S. 97 zuerst mitgetheilten Strophe [Str. 1582]

Man sach ze Bechlâren îlen einen degen
Selbe erkand in Rüedigêr: er sprach »uf disen wegen
Dort her gâhet Ekewart, ein Kriemhilde man.«
Er wânde daz die vînde im heten leide getân,

mit der Bodmer die von ihm zurechtgemachten Einleitungszeilen zu Chriemhilden Rache ersetzen will, sich leicht gewinnen lässt. Aus allen fünf Gedichten, die in dem Codex sind, hat er sich damals, 1769, Auszüge gemacht, besonders ausführliche aus Wilhelm von Oranse. Von den Nibelungen steht auf diesen Blättern ausser der genannten Strophe noch Anfang und Ende, Str. 14. 16. 17 und Str. 280—295, wie Sigfrid zuerst Chriemhilden sah, welche Scene schon in Chriemhilden Rache herausgehoben war. Auf einem Blatt ist die Beschreibung der Handschrift, wobei man sich — es sind Privataufzeichnungen — durch das Durcheinandergehen der Gedanken nicht stören lassen darf:

»Der Codex von Hohenems ist vil verbessert. Der Poet nennt sich nicht. Die Summarien, die in dem hohenemsischen stehn, sind in disem nicht. Er ist aber complet, und was in dem hohenemsischen mangelt, kann aus diesem ersetzt werden.

In demselben Codex stehn:

Der Parcifal, die Nibelungen und die Klage; Karl; Wilhelm von Oranse; das Fragment von Maria stehen in diser Ordnung, in einem Codex zusammengebunden, alle auf pergament; von verschiedener Hand, mit buntgemahlten Initialbuchstaben, die hohe Farben und vil Gold haben, und vil verstriktes Laubwerk und Schnörkel. Vornehmlich der Wilhelm von Orange, wo oft der erste Vers oder ein grosser Theil desselben in Schnörkeln geschrieben ist. In einige sind buste [?] von Prälaten und Heiligen gemahlt. Der Codex ligt izt in der Abtei St. Gallen, die ihn aus dem Nachlasse Aegidii Tschudi erkauft hat. Vermuthlich hat dieser die Stüke zusammen binden lassen. Der Codex ist überhaupt sehr wol conservirt. Der Band ist stark und von Brett mit Leder bezogen und hat Schlosse, nur die erste Seit von Parcifal ist von Feuchtigkeit etwas angelaufen, und einige folgende Blätter sind etwas undeutlich doch immer leserlich.

Da die Abschreiber verschiedene Personen waren, so ist auch ihre Orthographie etwas verschieden.

Der Inhalt von Wilhelm . . . . . .«

Daneben lag ein undatirtes Doppelblatt, das, der Handschrift nach zu urtheilen, spätestens auch aus dieser Zeit stammt. Es führt den in Chriemhilden Rache berührten Vergleich zwischen der altnordischen Fassung der Nibelungensage und deren Gestalt in dem ihm vorliegenden Werke durch.

»Ich habe des Torfäus norwegische Geschichten nachgesehen, und wahrgenommen, dass es in der That sehr wahrscheinlich ist, der Poet der Nibelungen habe in den Sagen geschöpfet, aus welchen Torfäus seine Historie zusammengetragen hat. Dieselben Nahmen werden mit kleiner Veränderung behalten. Sie [die Sagen] melden grosse Thaten von einem Sigurd; dieser Nahmen ist nicht sehr von Sivrit entfernt, und sein Vater wird da wie in dem Gedichte Sigemund genennet. Wir haben da die Niflungen an der westlichen Seite des Rheines, die den Nahmen von einem König Naefilis haben; er ist von ganz ähnlichem Laute mit dem Nahmen der Nibelungen. Da ist ein Hogen, ein tapferer Mann, der Gunnare, einem König zum Bruder gegeben wird. Hogen und Hagen, Gunnar und Gunther scheinen gleiche Nahmen zu sein. Wahr ist, die Personen, so diese Nahmen führen, stehen in den Norwegischen Geschichten in andern Verwandtschaften. (2)

Die Aehnlichkeit zwischen den Handlungen ist beträchtlicher. Wer die Hand der norwegischen Brunhilde haben wollte, muste durch einen starken Brand zu ihr durchdringen. Zu der deutschen Brunhilde muste der Freyer sich durch einen dreifachen Sieg in schweren Kämpfen den Weg bahnen.

Sigurd nahm durch eine zauberische Kunst Gunnars Gestalt und brach durch den Brand zu Brunhilden durch: Also überwand Sivrit die andere Brunhilde in der Tarnkappe, die ihn unsichtbar machete; währender Zeit dass Gunther neben ihm stand und den Schein hatte, dass er gekämpfet hätte.

Daz waz ein michel wunder
Und kunsteklich genuoc
Daz er mit dem sprunge
Den kunic Gunther doch truoc.

Die norwegische Brunhilde warf Sigurds Frauen vor, ihr Mann wäre ein Unterthan; diese verwies ihr hingegen, dass Sigurd bei ihr geschlafen hätte, und zeigete einen Ring, den

er ihr damals genommen. Also verwies die deutsche Brunhilde Chriemhilden, dass Sivrit ein eigener Mann wäre, und Chriemhilde schalt sie dafür Sivrits Chepse, und bewies es mit dem golde daz si an der hende het. [3]

Beide Brunhilden rächeten die Scheltung mit dem Tode dessen, der sie sollte geschwächet haben, Sigurds und Sivrits.

Gunnar verweigerte Atli Brunhilden Bruder dem Hunischen König die Morgengabe, die Gudrunen seiner Gemahlin gehörete, die Gunnars Schwester war. Atli lud ihn an seinen Hof, und wiewol Gunnarn diese Höflichkeit verdächtig war, folgete er doch der Einladung aus Grossmuth; aber sobald er bei ihm angekommen war, ward er angegriffen. Er that mit den Nifelungen, seinen Rittern, den tapfersten Widerstand, aber muste unter der Uebermacht unterliegen; Gunnar und Hogen wurden gefangen genommen. Atli fragete sie, wo sie Sigurds Schäze hätten. Gunnar sagte, er müsse seines Bruders Herz sehen, ehe er sie entdeckete. Atli befahl, dass diesem das Herz ausgeschnitten würde. Als Gunnar es sahe, sagte er: das ist schon gut; so lange mein Bruder lebete, fürchtete ich, dass er den Schaz anzeigen würde. Izt bin ich gewiss, dass ihn niemand verrathen wird, weil ich der einzige Mensch bin, der weiss, wo er verborgen ist. Nun mag ihn der Rhein haben. Unter den Ursachen, dass Chriemhilde auf ihre Brüder so ergrimmt war, war auch diese, dass sie ihr Sivrits Schäze hinter- [4] halten hatten. Sie lud sie mit derselben Tücke an ihren Hof, und liess sie da feindlich überfallen. Als sie Gunthern und Hagen in ihre Gewalt bekam, fragte sie Sivrits Schäzen sorgfältig nach.

Do sprach der grime Hagene
Ja han ich des gesworn
Daz ich den hort iht zeige
Die wile deheiner lebe
Der minen edelen herren.

Darauf hiess sie ihrem Bruder das Leben nehmen. Als Gunther Hagenes Haupt sah, sprach er:

Du hast es zeinem ende
Nah dinem willen braht
Den hort den weis nu niemen
Wan Got und min
Der sol dich Valændinne
Immer wol verholn sin.

Also hat unser Poet die norwegischen Geschichten nach seiner Manier oder seinem Bedürfnisse umgeschmolzen.«

Der Eingang dieser Auseinandersetzung weist darauf hin, das Bodmern die altnordische Sage zunächst von andrer Seite nahe getreten war. Und ich glaube diese nachweisen zu können in einem Büchlein Joh. Elias Schlegels, der denn auch auf diesem Gebiete ein Mittelsmann alter und neuer Zeit wäre. Es ist die in Schlegels Leben S. XXXXIX aufgeführte »Conjectura pro conciliando veteris Danorum historiae cum Germanorum rebus gestis consensu«, Hafniae, wahrscheinlich 1749. Am 31. März dieses Jahres sendet Schlegel eine »kleine Schrift« an Bodmer, »worinnen Sie mir das viele Münchslatein nicht zurechnen werden, welches aus den Geschichtsschreibern die ich gebraucht, mit eingeflossen. Es ist eine Kleinigkeit, deren Inhalt man unter diejenigen Sätze rechnen kann, denen nicht sowohl der Nutzen als der Menschen Begierde zu wissen den Werth gibt.« Soweit ich irgend El. Schlegel kenne, kann nichts andres gemeint sein, als die jetzt ziemlich seltene Conjectura. Dies Schriftchen war gearbeitet zu dem Zwecke, weil Schlegel von seinen Gönnern am dänischen Hof fortwährend angespornt wurde, in seiner Fachwissenschaft sich hervorzuthun und weil zur Geschichte Heinrichs des Löwen ein grösserer Zeitraum erforderlich war, den ungestümen Drängern wenigstens etwas Vorläufiges darzubieten. Historisch werthlos geht es von einer Holbergschen Entdeckung aus, dass nämlich Torfassons Schriften durchaus nicht in jeder Beziehung zuverlässig und glaubwürdig seien. In dieser Richtung setzt Schlegel an einem bestimmten Punkt ein und sucht zu beweisen, dass Sigurd Hring, der Vater des sagenhaften Ragnar Lodbrog, identisch sei mit einem zu Karls des Grossen Zeiten lebenden Dänenkönige, den die Schriftsteller bald Gottfried bald Sigfrid nennten. Unter den Thaten Sigurd Hrings erzählt er [nach Torfasson] seinen Kampf contra Giukungos Gunnarem et Hognium [S. 19]. Ihnen habe zum Siege verholfen Sigurdus Fafnericida, in dessen Vita Wahrheit und Dichtung unlöslich verbunden sei [S. 23]. In Dänemark erzogen kehrt dieser Sigurd, wie er erwachsen ist, in seine Heimath Hunnien [= Westphalen, nach Schlegel] heim und findet seinen Vater Sigmund von einem Usurpator

verdrängt. Ihn besiegt er, erobert sein Land wieder und geht dann nach Dänemark zurück. S. 26: Deinde Fafnerem fratrem suum, qui in serpentis formam transmutatus auro suo incubabat, interemit, unde Sigurdus Fafnericida dictus est. Inde in Franciam Austrum versus longo itinere ad montem Hindianum pervenit. Ingens ibi flamma in vertice montis ad sidera usque pertingere visa est, simulacrum castelli clypeis tantum velut aggere septum, quod perennis flamma omni ex parte vallabat, nec patebat aditus nisi per ardentes strues ignemque irrumpentem, quemlibet depasturum. Eo per medias flammas intrans virginem invenit armatam, quae Runarum septem genera earumque efficaciam [27] eum docuit. Brynhildis ei nomen erat; fidem virgini perpetuam iuravit, matrimonium tamen non coaluit, interea filiam ex ea genuit. Inde ad tutorem Brynhildis pergit, nemine comitatus, ingentes thesauros tamen secum ferens, quibus equum suum oneraverat, ipse divitiis suis insidens. Etiam hic Brynhildem invenit, quam in igneo castello tam longe versus Austrum reliquerat, cum tamen eadem esset Saxoniae regis filia. Denuo hic fidem ei perpetuam iuravit iuratamque a Brynhilde accepit. Hinc tamen maioris gloriae studio accensus ad aulam magni regis Gukii procedit. Is fuit, ut dixi, rex potens ad occidentale Rheni latus imperans. Sciebat uxor Gukii Grimhildis, eum Brynhildis amore teneri. Potionem philtris mistam ipsi inter potandum quodam vespere exhibuit: post exhaustum poculum oblivio Brynhildis eum cepit. Gunnar primus filiorum Gukii magna regni sui parte sororisque Gudrunae coniugio societatem eius mercari se velle adfirmabat; patre tamen adhuc vivente, uti propter cetera quae iam dixi notandum, Sigurdus promissum accepit. Postea ab eo et Giukungis communi consilio viribusque vicini reges lacessiti. Jamque imperium Giukungorum brevi florentissimum redditum in dies incrementa sumebat. G u n n a r p o s t e a B r y n h i l d e m u x o r e m s i b i p o p o s c i t, s i n g u l a r i c e r t e r a t i o n e. C u m e n i m v o t u m v i r g o f e c i s s e t e i s e n u p t u r a m, q u i p e r a r d e n t e s f l a m m a s a d e a m t r a n s i e r i t, G u n n a r e e o p e n e t r a r e n o n v a l e n t e S i g u r d u s G u n n a r i s p e r s o n a m i n d u i t, t e r r i b i l e s f l a m m a s p r o e o s u p e r a v i t, s p o n s a l i a n o m i n e G u n n a r i s c u m B r y n h i l d e c o n t r a x i t t r i b u s q u e n o c t i b u s e o d e m

lecto cum ea usus est; complexum tamen nudatus inter eos gladius impedivit. Brynhildis quam habebat ex Sigurdo Fafnericida filiam, eam nutriendam avunculo credidit, quae postea ex aurea cithara qua [28] includebatur in Norwegia prodiit. Ceterum Sigurdus Fafnericida cum Giukungis uno palatio degebat. Tragicae inter uxores Fafnericidae et Gunnaris rixae exortae, dum ad comas lavandas in fluvium Rhenum descendebant, Brynhildis que primos sibi honores vindicabat. Denique postquam historicus aut poeta aut fabulator Sigurdum Fafnericidam in amplexu uxoris suae transfossum esse retulit, variare notatur de morte Sigurdi Fafnericidae famam. Nam Germani in venatu interemtum eum tradidere: omnes affinium fraude eum interiisse adserunt in tractu, qui Rhenum ab occidente spectat. Brynhildis cum eo mortua est. Gudruna postea in Daniam pervenit.

Auf dem gesperrt Gedruckten beruht das von Bodmer in Chriemhilden Rache S. VIII Gesagte.

S. 29 meint Schlegel: Nugaene an fabulae allegoricae sint pro certo non dicam, alterutrum certe erunt. Aber das Unwesen der Allegorie lag dem Zeitalter noch so nahe, dass er schliesslich sich für sie entscheidet. Und was kommt da heraus? Sigurd ist Wittekind, Brynhildens Heirath mit Gunnar bedeutet die Bekehrung Sachsens zum Christenthum, Sigurds Ermordung in den Armen Gudruns bedeutet, er sei im wahren Glauben gestorben!

4.

Oeffentlich suchte Bodmer die Aufmerksamkeit auf die Nibelungen zu ziehen durch ein satirisches Gedicht, das in dem Briefwechsel an Schinz unter dem Titel »Apollo-Braga und die verschmähte Chriemhilden Rache« zuerst am 11. October 1779 auftritt, und 1780 in dem »Gerechten Momus« (S. 3) den Reigen der zum Theil recht bösen Spottgedichte eröffnete. Möge es — als Curiosum — hier erneuert werden. Auch die Anmerkungen sind von Bodmer.

DAS VERSCHMÄHTE GEDICHT, CHRIEMHILDEN RACHE.

Klein ist der Schmerz, man kann ihn mit weniger Mühe vertragen,
Dass die vertilgende Norne die kalten Gesänge vertilgt hat,
Welche Braga gelehnt auf Wallhalls blutige Harfe
Sang; sie verhüllte mit Nacht das Vergessen auf ewige Tage!
Aber mir blutet das Herz, dass Maden und Schaben zur Speise
Werden die Lieder gegeben, des selbsterfindenden Dichters,
Der mit der Kraft Homers, mit Ossians Schalle die Schwester
Sang, der die Brüder den Gatten erschlugen, die Schwester die Brüder
Schlug, den Namen des Dichters umhüllt die Vergessenheit ewig;
Aber die Lieder von Rüdger und Dietrich und Hagen und Volker
Hub aus der Gruft, worinn sie modernd lagen, ein Edler
Späte hervor, sie standen nun da, den Deutschen gegeben;
Aber sie wurden verkannt, verläugnet, von neuem begraben;
Rüdigern rettete nicht die Güte des edelsten Herzens,
Ihn nicht, dass er den eignen Schild dem Krieger von Tronek
Für den verhauenen gab; und Giselhern mochte nicht retten,
Dass ihm die schönste Gabe, die Rüdiger hatte, geschenkt ward,
Dietelind, Rüdigers Tochter, sie ward zu frühe verwittwet.
Riedel, der Apostat vom Geschmack, und Klotze, der Stentor,
Warfen die Lieder zurück in die Gruft, aus welcher der Edle
Erst sie hatte hervorgehoben. Zwar Denis und Wieland
Konnten sie retten, sie liessen sie doch unlöblich zu Grund gehn.
Denis [1] hieng an den Sack, der vom Gürtel der Eingepelzten
Niederfiel, denn [2] ihm war erwünschter als Nachtigall-Lieder,
Wenn [3] er mit Menschenblute die Eichen Bragas, mit Blute
Tränkte den Felsen-Altar; Und Wielands wächserner Sinn zog
Sympathie von dem Hirten der Völker, der Rechte Beschirmer [4]
An die Brust der Zenide, zum ersten Kusse Zenidens,
Unsinn an einem Platze zu dahlen, wo gern er selbst wäre [5].
Klopstock auch du! du hubest die Hand nicht auf, vom Verderben

---

[1] . . . . Ein voller Sack
Hängt von dem Gürtel; Hand und Fuss
Ist eingepelzt. Denis: Ode vola.

[2] . . . . . Mir ist der Laut
Der alten Tage viel erwünschter
Als Nachtigallen voller Lenzgebüsche. In ders. Ode.

[3] In unsern Tagen geniessen die Barden Senid und Rhingulf diese Lust allein noch in Begeisterungen.
»Kein Menschenblut, kein Blut der Thiere tränkt
Den Eichenhain, den Felsen-Altar mehr.« In ders. Ode.

[4] Cyrus.

[5] Idris, unweit vom Ende des 1ten Gesanges.

Volkern zu retten, den kühnen Spielmann und Helden; die Sonne
Hatte nicht einen kühnern beschienen, die süssesten Töne
Klangen, vom Ende des Saals zu seinen Seiten zurücke.
Wunder! dass du dagegen den Geist anstrengtest, den Eislauf
Lochlins und Lutans Volk, Cuthlodas[1] alten Verehrern
Zuzuschanzen[2], und stolz des Eisgangs Apostel dich nanntest,
Und dich härmtest, dass sein Erfinder in ewiger Nacht ligt.

5.

MÜLLERIANA.

Holzhalb, Supplement zu dem allgemeinen eidgenössischen oder schweizerischen Lexikon von Leu (1789) Bd. IV. S. 232 führt als Müllersche Arbeiten auf 3 vierhändige Klaviersonaten 1782, und einen Abriss der drey schlefischen Kriege, zur Erläuterung einer Kupfertafel, auf welcher 26 Schlachten und Hauptgefechte abgebildet sind, 4°. Berlin 1786.

Die Sulzerbriefe betreffend, schreibt Bodmer erst den 10. Juni 1782 an Schinz: »Ich habe 40 und mehr Briefe Sulzers an mich ausgehoben, die sich durch das Psychologische und Literarische auszeichnen. Sulzer erscheint darin ohne Hülle, erepta persona. Freilich wenn sie publicirt werden, wird man sagen, dass ich mich durch Sulzer selbst geposaunt habe.« Das

---

[1] Lochlin und Lutan sind scandinavische Provinzen. Cuthloda ist Odin, seine Verehrer sind Uller, Tialf, Harald, alte Barden.

[2] Cramer in den Fragmenten Klopstock betitelt sagt: »Klopstock möchte den Eislauf so gerne unsern Vorfahren zuschanzen.« S. 282. und: »O Klopstock! Klopstock. Grosser Apostel des Eislaufs!« S. 271. Sehet auch Klopstocks Oden Braga und der Eislauf. Klopstock gibt den Braga für den Erfinder des Eisganges:

— Ihn den Begeistrer des Barden, und des Skalden Ihn.

Er verwegert diese Erfindung dem Thracischen Orpheus:

»An dem Hebrus, wie der Grieche das träumt, erfand
Diese Beflüglungen des Stahls, der den Sturm ereilt
Thraciens Orpheus nicht.« Klopstocks Oden S. 209.

Es träumte weder dem Orpheus, dass er die Erfindung sich zueignen sollte; noch andern Griechen, dass sie sie ihm, oder ihrer Vorfahren einem zuschanzen wollten.

nähere über die Ausgabe der Briefe sowie das Sulzerdenkmal ist zu ersehen aus der Einleitung zur Körteschen Publication.

Ein andermal, den 27. November 1782, schreibt Bodmer an Schinz: »Die Geschichte des Thorschreibers B. in dem teutschen Merkur, die auch in die Schweizer Blätter eingeschoben worden, ist Müllers Arbeit. Er gedenkt des Denkmales, das er vor einem halben Jahre gedacht, Sulzern aufzurichten, mit keinem Wort[1].«

BRIEFE VON UND AN MÜLLER.

I.

Ich habe Gründe, die alten Dichter vorerst nicht in den Buchhandel kommen zu lassen, ich bitte also die pp. H. Buchhändler, es nicht als eine Beleidigung anzusehn, wenn ich denselben die postnumerirten 3. Louisd'or wider zurükzahlen lasse.

Dagegen wünschte ich den genauesten Preis zu wissen, für welchen sie mir so viel Exemplare von der Sammlung der 140 Minnesänger franco wohin ich sie addressiren werde, zu überlassen gedenken, weil ich Gelegenheit habe, diese Sammlung zu empfehlen, ich muss aber auf einem beträchtlichen Rabat von dem Ladenpreis bestehen — nicht für mich, sonder blos für die Käufer um diese Gedichte bekanter zu machen. Es soll alles gedrukt vorgelegt werden.

Berlin den Januar 1783. Müller.

II.

[Aussen die Adresse:] Dem / Herren Rathsherrn Füsslin / beim / Feuer Mörser / in / Zürich / in der / Schweiz. / Mit einem Pak Schrifften / gezeichnet H. R. F. B. F. M.

Verehrungswürdiger Herr Raths-Herr,

Dero Herr Sohn, oder die Buchhandlung Orell, Gessner u. Füsli in Leipzig wird Ihnen ein Pak Mss. in schwarzer Wachsleinwand zustellen, auf welchem ein Zettel angesigelt. »Dieses in Wachsleinwand schwarzer Farbe versigelte Pak Schrifften ist der Verordnung des Herren Raths-Herren Füsslins beim Feuer-Mörser gemäss uneröfnet demselben zu übersenden. Worum

[1] Teutscher Merkur Juni 1782, S. 8.

ich angelegentlich bitte. Berlin den 18t. Aprilis 1787. Müller.«
Diesen Pak wird Madame Mylius, Buchhändler-Wittwe an Ihren Herren Sohn nach Leipzig senden.

In diesem Pak sind alle abgedrukte schwäb. MS. bis auf I. Nibelungen II. Frygedank. Noch habe ich ein paar Duzend kleinere Stükke, die noch nicht ganz abgedrukt sind. 13 oder 14 Bogen sind schon an dem dritten Band gedrukt. Die durch H. Escher übermachten Exemplare sind für den H. Herzog von Toscana und für den Canton Zürich.

Als ich in den traurigen Zustand kam, worinnen ich noch schmachte, gab ich alles Geld, das zum Abdruk der Schwäb. Dicht. eingekommen, d. H. Kirchen-Rath u. Rector Meierotto, und schikte alles, was seitdem eingekommen, an ihn, legte an die 80 Thaler dazu, um allen etwanigen Verstoss auszugleichen.

[Am Rand:] NB. ich bin zu kaufmännischen Dingen ganz verdorben. Dieser Theil der altschwäb. Arbeit war mir unendlich sauer.

So vil kan aber nicht fehlen, indessen besser mehr als weniger. Die Exemplare der alten Gedichte legte ich auf die öfentl. Bibliothek des Gymnasii. So handelt denke ich ein ehrlicher Mann. Es würde mir lieb seyn, wenn Sie mich dafür halten wollten. Geld ist mir bei dies. Stunde ein Nichts; ich hätte reich seyn können, wenn ich weniger delicat in solchen Sachen wäre. Verzeihen Sie dieses Selbslob; aber trauen Sie mir.

Wohlbrük ist nicht mehr m. Amanuensis. Ich fande diesen m. Schüler nicht brauchbar, so gern ich ihm auch dadurch zu einiger Bekantschaft u. villeicht einiger Versorgung geholfen hätte. Einen andern suche ich jez.

Noch einmal tausendmal um Vergebung, und tausend aufrichtige Wünsche für Dero Wohlergehn. Leben Sie wohl. Dieser Brief ist nicht an den Rathsherrn, sondern an den bidern Menschen-Freund, den Freund ihres

Berlin den 17. Apr. 1787. ergebensten Müller.

III.

Nach München wurde 1783 zur Ansicht ein Exemplar der Nibelungen gesandt; es fand keinen Käufer und kam zurück. Der Senat von Nürnberg (C. G. v. Murr für ihn) hatte diese Anerbietung übernommen. An ihn ist, indirect von Müller

aus, folgendes (aussen nicht adressirtes) oder ein dem ähnliches Schreiben, wie aus der Antwort Murrs hervorgeht, gerichtet worden, welches in Zürich erhalten ist:

Wohlgebohrne
Hochzuverehrende Herren.

Ew. Wohlgeboren haben bisher die Herausgabe der alten deutschen Gedichte, die der Hr. Prof. Müller in Berlin besorgte, durch einen Zuschuss zur gemeinschaftlichen Kasse befördert; da nun der Herausgeber durch eine anhaltende Krankheit ausser Stand gesezt, die Besorgung länger zu verwalten, die Beendigung dieses Geschäfts mir übertragen, so habe ich die Ehre, Ew. Wohlgeb. dieses anzuzeigen, und zugleich die von dem Hrn. Prof. Müller noch besorgte lezte Rechnung zu übersenden. Demnächst bitte ich um gütige Anweisung, ob ich etwa von den bisherigen vier Lieferungen einige Exemplare noch zu überschiken habe .....

Berlin den 25. August 1786.

Siegmund Wilhelm Wohlbrück,
der Rechte Kandidat.

IV.

Des Prinzen von Oranien, meines gnädigsten Herrn Hoheit haben Eurer Hochedelgebohrnen Schreiben vom 29ten März, nebst dem damit eingeschickten altdeutschen Rittergedicht: der Niebelungen Liet — erhalten, jedoch Ihrer überhäuften Geschäfte halber letzteres nicht eher als nur vor kurzem durchsehen können, hierdurch aber alsbald Sich so wohl von dem eigenen dichterischen Werth dieses Stücks, als von dem Nutzen, welcher von der Bekanntmachung solcher Ueberbleibsel der älteren vaterländischen Dichtkunst für Geschichte, Sprachkunde, und Känntnis des nationalGenius der damaligen Zeiten zu erwarten ist, zu überzeugen Ursache gefunden. [2]

Ich habe daher den gnädigsten Auftrag erhalten, Eurer Hochedelgebohrnen nicht nur den besonderen Beifall den Se. Hoheit Dero deshalbigen löblichen und uneigennützigen Bemühungen ertheilen, bekannt zu machen, sondern auch dasjenige, was Höchstdieselbe nach Dero preiswürdigen Eifer für die Aufnahme und Beförderung nützlicher Känntnisse und

Wissenschaften zu Unterstützung jener Unternehmung beizutragen resolviret haben, wie mittelst der Anlage geschieht, Denenselben zu übermachen. Se. Hoheit begehren übrigens keinen Antheil an den für die Theilnehmer dieser Unternehmung ausgesetzten Vortheilen, sondern überlassen solche der Gesellschaft; wünschen jedoch zu Ihrer Bibliothek zwei Exemplare des Werks zu erhalten.

Haag,
den 16ten December 1783.

J. D. v. Passavant-Passenburg.

V. GOTTFRIED SCHÜTZE AN MÜLLER.

Hamburg den 3. December 1782.

Ew. Wohlgeb. hätten mir kein angenehmeres gelehrtes Geschenk machen können, als Sie mir wirklich unter dem 24. Nov. gemacht haben; und bey der Verpflichtung, in welche ich wirklich gesezt worden bin, ist es mir angenehm, dass ich Gelegenheit erhalte, einem gelehrten Manne meine wahre Hochachtung zu bezeugen, der sie so sehr verdienet.

Ich bin der wahren Meynung, dass die deutsche Sprache noch vieler Berichtigungen und Erweiterungen fähig ist; und dazu sind Ueberreste der Dichtkunst aus dem mittleren Zeitalter vorzüglich brauchbar. Ich habe dies auch in der Vorrede zu der alten gereimten Bibel von 1250 gesagt. Ich bin ungewis, ob Sie dis Buch mit dem dazu gehörigen Register besitzen. Besitzen Sie es nicht: so brauchts nur einen Wink, und ich will es sofort überschicken. Die schöne Nachricht des Hn. Prof. Gatterers von der Geschichte der deutschen Sprache nach ihren Epochen werden Sie gelesen haben. Ich lese es sehr gern, dass die Fortsetzung Ihrer Arbeit unter der Presse ist: denn es würde für die deutsche Litteratur ein unersezlicher Verlust seyn, wenn sie unterbrochen werden solte.

Um aus Hamburg Geldbeyträge zu erhalten, gebe ich den Rath, dass Ew. Wohlgeb. zwey gebundene Exemplare, eins an unsern Senat und das zweyte an die Deputirte des Commercii mit Anzeige Ihres Wunsches überschicken. Das Commercium hat seine eigene Bibliothek und der Senat pflegt die diesem Collegio zugesandte Werke an mich für die öffentliche Stadt-

bibliothek zu schicken, und alsdann habe ich die bequemste Gelegenheit, Ihren Wunsch recht dringend zu machen. Um dies desto füglicher thun zu können, werden Sie mich bey beyden Collegiis nicht nennen.

VI. GOTTFRIED SCHÜTZE AN MÜLLER.

22. October 1783.

... Zur Fortsetzung Ihrer gelehrten und gewis gemeinnützigen Arbeiten wünsche ich Ew. Wohlgeb. von ganzem Herzen Glük, ob ich gleich besorge, dass Sie als eigner Verleger auf keinen grossen Gewinn Rechnung machen können. Nouistine ingenia hodierna? Aut parum certe aut plane nihil catent ab hoc igne. Musenalmanache, Comödien und Romane verdrängen die ernsthafte Lectur, und der Neid der Buchhändler unterdrükt das, was nicht durch ihre Hände geht. Mein Verleger sagt, dass mein zweyter Theil in Betracht des Glossarii den ersten habe verkaufen müssen.« u. s. w.

VII. PRINZ FRIEDRICH WILHELM VON PREUSSEN AN MÜLLER[1].

Je ne puis que louer vôtre entreprise, Monsieur le Professeur, de mettre au jour le poëme épique allemand du XIII. ou XIVme siecle, dont vous me parlés dans vôtre Lettre, et Je m'en rapporte fort à vous quand à son mérite. Je Me mets, en conséquence, volontiers du nombre des Souscripteurs Actionnaires, et vous recevrés ci joint Six Frederics d'or, pour aider à en accélérer l'impression. Soyés persuadé, au reste, que Je suis, Monsieur le Professeur, vôtre affectionné Ami!

Potsdam le 18e 7bre 1782. FrdGuillaume
Pr d Pr.

VIII.

Monsieur!

Persuadé d'avance de la réussite de ma commission, j'ai présenté aujourd'hui au Prince la Lettre incluse dans celle que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire. Son Altesse Royale saisit avec empressement l'occasion que vous Lui fournissez de satisfaire à vôtre juste demande, et Vous envoye, en consé-

[1] Nur die Unterschrift eigenhändig.

quence, le prix de deux actions pour le prétieux ouvrage que Vous voulez tirer de l'oubli. Je Vous souhaite de tout mon coeur le plus heureux succès dans cette honorable entreprise; et Vous prie de me croire toujours disposé à Vous être utile, ayant l'honneur d'être avec la plus parfaite considération,

à Potsdam, le 19e Sept. 82. Monsieur,

Vôtre très-humble et très-obéissant serv.

Boulet.

IX. BOULET AN MÜLLER.

Potsdam 22. October 1782: Le Prince est très-content de vos Soins, et Il vous exhorte de les continuer pour les autres ouvrages que Vous Vous proposez de mettre au jour.

X. PRINZ FRIEDRICH WILHELM VON PREUSSEN AN MÜLLER[1].

Wohlgelahrter Herr Professor. Ich habe die Exemplare der Aeneide richtig erhalten, und danke Dieselben (sic) für die Dedication dieses Werkes. Ich sehe die (sic) Fortsetzung der alten deutschen Gedichte mit Vergnügen entgegen, und zur Befödrung dieses guten Vorhabens, habe ich die versprochene 6 Louisd'or hier beygefügt. Ich bin übrigens

Dero wohl affectionnirter Frd Wilhelm

Potsdam den 26n Junii 1783. pr. v. psn.

XI. BOULET AN MÜLLER.

Potsdam, den 24ten Februarii 84.

Nach der beygefügten Ankündigung, dem seeligen Herrn Director Sulzer ein Denkmal zu errichten, wird der Printz sehr willig, sowohl auf das Kupfer, als auch auf den Band Sulzerscher theils noch ungedruckter, theils kleiner zerstreuter Schriften, pränumeriren; und wird der H. Hofrath Bauer das Geld zu diesem Behufe entrichten.

XII. PRINZ FRIEDRICH WILHELM VON PREUSSEN AN MÜLLER[1].

Mein lieber Herr Professor Müller! Ich habe die sieben Exemplare der dritten Lieferung alter Teutscher Gedichte, wohl erhalten, wofür Ihnen sehr dancke. Es gereicht Mir zum grossen

[1] Nur die Unterschrift eigenhändig.

Vergnügen, Ihrer Ankündigung gemäss, auf das zu errichtendes [sic] Denckmahl des seeligen und unvergeslichen Director Sulzer, zu praenumeriren, und habe das benöthigte dazu verfüget. Ich bin übrigens, des Herrn Professors Müller, affectionnirter Freund!

Potsdam, den 25t Febr. 1784. Fr Wilhelm.

XIII. PRINZESSIN AMALIE VON PREUSSEN AN MÜLLER[1].

Mein Guter Herr Professor!

Ich habe Ihr Schreiben vom 4ten November c. nebst dem beygefügten poetischen Wercke, dessen neue Auflage Sie übernommen, erhalten, und sage Ihnen für die Mir dadurch bezeugte Aufmercksamkeit verbindlichen Danck; ermangele auch nicht, Ihnen zur Fortsezung dieses nüzlichen Werckes, einen geringen Beytrag zu übermachen, und bin Desselben

Berlin den 7ten November 1782. wohlgeneigte Amelie.

3. März 1783 lehnt Prinz Ferdinand die Subscription ab wegen der alten Sprache, die ihm völlig unbekannt sei.

XIV. PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN AN MÜLLER[2].

Monsieur. Je Vous remercie de l'attention que Vous me /temoignez en me presentant un echantillon des peines / que se donne une Societé des gens de lettres relativement / à la litterature Allemande. Je ne puis qu'y applau / dir beaucoup, et je me fais un plaisir de Vous assurer que je suis

Berlin le 11. Fevrier 1782. Votre affectionné Henri.

XV.

Des Herrn Professor Müllers HochEdelgeb. / habe in ergebenster Antwort hiedurch zu / melden nicht ermangeln [sic], wie ich S. Cön. / Hoheit das Schreiben überreichet und Höchst die / selben bereits die Antwort darauf verfüget / haben, welche Ew. HochEdelg. heute schon werden / erhalten haben

den 2. Febr. 1784. Hoffmann.

---

[1] Nur die Unterschrift eigenhändig.

[2] Ganzer Brief eigenhändig.

XVI. PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN AN MÜLLER[1].

Berlin, le 4. Fevrier 1784.

Je prends beaucoup de part, Monsieur, aux recherches que vous faites dans l'antiquité de la littérature allemande; elles peuvent être de quelque utilité; mais je dois me refuser à la demande que vous me faites de me dedier la troisième livraison de votre ouvrage, n'étant par en état de le comprendre.

6.

Cassel ist eine Stadt, die in der Geschichte der germanischen Philologie einen guten Klang hat. In ihr ist jene epochemachende Recension der Nibelungen geschrieben, die man wohl dem alten Bodmer noch zu erleben gewünscht hätte, in ihr liegen die Anfänge des Mannes, der als Gründer unserer Wissenschaft nicht genug verehrt werden kann. Es ist ein Beitrag zum Verständniss Jacob Grimms, wenn man, was zu erreichen möglich ist, über die altdeutschen Bestrebungen der vorgängigen Generation in Cassel zusammenbringt. Und es ist interessant zu sehen, wie der Faden, der hier fortgesponnen zu einem glänzenden Ziele führte, in einem seiner Anfänge nach Zürich zurück weist. Ich stelle auch diese Sache dar, indem ich zumeist von Bodmer als Mittelpunkt ausgehe. Er ist früh auf den Vormann dieser Casselschen Bewegung, W. J. C. G. Casparson (1727—1802), aufmerksam geworden[2]. An Schinz, 14. Juni 1780, schreibt Bodmer:

»Ein Casparson, professor in Cassel hat 1770 einen gereimten Brief gedichtet, den Gottsched an Bodmer aus den Elysäischen Feldern geschrieben hat[3]. Er lässt mir darinn nicht eine Unze Wiz oder Herz. Dieser hat izt die Ausgabe Wilhelms von Oranse angekündigt, wovon er eine Membrana in der Casselschen

---

[1] Nur die Unterschrift eigenhändig.

[2] In der Allg. deutschen Biographie wird der altdeutschen Verdienste des freilich sehr vielseitigen Casparsons mit keinem Wort gedacht.

[3] »J. Ch. Gottsched an Hn. J. J. Bodmer in Zürich. Aus den elysäischen Feldern.« 8. 1770. (Anonym).

Bibliothek gefunden[1]. Das Gedicht in der tschudischen membrana, das ich izt abschreiben lasse, scheint nur ein Theil davon zu sein. Sein Code ist kostbarer noch [? nicht ?] als dieser. Er ist nach deutscher Pedanterei sehr ängstlich in seiner Beschreibung desselben. Es widerspricht dass Eschilbach den parcival von Kyot genommen, und auch Wilhelm im Provenzalischen gefunden. Er möchte gern die Deutschen zu Originalerfindern machen. Denn er ist, sagt er, mit Stolz deutscher von ganzem Herzen, der deutscheste und der edelste sind ihm Synonyme. Die deutsche Sprache ist seine heilige. Er hat das Bewusstsein, sagt er, dass ein Volk durch seine Sprache Volk wird und werden muss. Bodmer wird ihm hier zum grossen Bodmer, der unsterbliche Verdienste um die altschwäbische Dichtkunst sich erworben hat. Ist er nicht mit seinem Lobe zu voreilig gewesen, und wird er sich zurücknehmen, wenn er Bodmer für den gerechten Momus nimmt?

Ich geb ihm Beifall dass die Deutschen nur durch ihre Sprache Volk sind; gewiss nicht, wie Brutus und Cassius durch Rechte sich selbst zu regieren, die Hüter der Rechte zu wählen, sondern durch Wortwissenschaft, orthographische Buchstabenklauberei, etymologische Pedanterie.«

Erst ein Halbjahr darnach schreibt Casparson an Bodmer:

»Ehrwürdigster Vater!

Keine Anrede wüste ich, die mehr mit allem meinem Gefühl übereinstimmte, als diejeniche, unter welcher das gantze Deutschland Sie verehret, denn wenigstens am Ort, wo ich lebe giebts auch — wie an mehr Orten, ein Französches. Doch aber muss ich meinem Fürsten dem Landgrafen von Hessen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auf hiesiger Bibliothek liegt eine Handschrift in welcher Wolfram von Eschilbach und Ulrich vom Turlin oder Thorheim den Marchic van Narben, Graven von Narbonne oder Wilhelm von Orense oder Orange besungen. Die Handschrift ist prächtig [2] von [?] 1330 auf Landgraf Herrichs von Hessen besondern Befehl abgeschrieben — vielleicht von einem original auf der Wartburg. Genug alle

[1] »Ankündigung eines deutschen epischen Gedichts der altschwäbischen Zeit.« 8. Cassel. 1780.

dergleichen Nachrichten und Vermuthungen kennen Sie, Ehrwürdigster Vater! besser als ich. In unsrer antiquarischen Gesellschaft machte ich, durch einige Abhandlungen über die Handschrift und ihren Inhalt dem Landgrafen das Werck so interessant, dass Ers der Mühe werth fand das Geld zum Druck der Handschrift zu verwilligen. Der erste Theil liegt zum Abdruck fertig, und wie die Fürsten sind — der Landgraf treibt drauf. Indessen habe ich mir alle Mühe gegeben, andre Handschriften von diesem Werck, besonders eines, der Hambergerschen Anzeige nach von Ihnen besorgten Wilhelm von Orense zu be- [3] kommen, aber umsonst. Endlich schreibt mir ein [?] Freund Boie aus Hannover, dass Sie ehemals diess manuscript vielleicht von einem älteren abgeschrieben, also vermuthlich auch eine Handschrift davon hätten. Sogleich setze mich hin, schreibe so eilfertig als dieser Brief würklich geschrieben ist — weil mich ..... [?], mein Fürst, ein würklich deutscher Ritter und Mecen deutscher litteratur Namens Schliffen treiben, und bitte Sie, ehrwürdigster Vater! so sehr ich bitten kann um Mittheilung dieser Ihrer Handschrift und dessen was Sie davon haben und dahin einschlagen möchte. Den Gebrauch, den ich gewiss davon werde machen können, werde durch den Dank verehren, der gröster Beweiss meines so viele Güte verehrenden Hertzens seyn kann. Immer muss ich drauf [4] rechnen, dass ich nicht das Glück habe Ihnen bekannt zu seyn; aber ich will wegen eines völlig unverletzenden Gebrauchs und der sichersten Zurückgebung, nöthigen Falls Bürgen schaffen; Herrn Heyne, Herrn Kaestner in Göttingen und andre Gelehrte Personen vom ersten Rang und mehrere dergleichen kann ich zum voraus nennen. u. s. w.

Cassel den 20t Febr. 1781. W. J. C. G. Casparson Professor der Historie am Carolino.«

Bodmer scheint erst keine rechte Lust zu einer Antwort gehabt zu haben. Gegen Schinz äussert er am 8. März 1781, seine Manuscripte seien nun schon an Müller versprochen, Tags darauf: »Ich habe Casparson den Wilhelm nicht gegeben, und Müller hat ihn nicht mehr begehrt. Casparson hat nicht Vorurtheile gegen mich, sondern gegen Wahrheit und Schönheit

gehabt. Wenn Sie ihm den Kopf anderst aufsetzen können, so kann ich hoffen, dass er sie mit dem vorigen Kopf ablegen werde.« Schliesslich hat er doch erwidert, wohl in dem Sinne, da er alles Müller in Aussicht gestellt habe, so möge Casparson sich mit diesem in Einvernehmen setzen. Etwas scheint er sogar direct versprochen zu haben.

»...... Den Briefwechsel mit Herrn Müller in Berlin habe angefangen, noch aber keine Erklärung von Ihm erhalten. Auch ward auf keine Art möglich, noch eine Handschrift von Wilhelm von Orense [2] zu erhalten um die meinige damit der Lesearten wegen zu vergleichen. Arabelens Entführung und Taufe erscheint also diese Michaelis Messe und ich wünschte wohl einen Buchhändler oder Kaufmann in Francfurth zu wissen, dem ich ein Exemplar für Eure Wohlgeb. zuschicken könnte. Dero Wilhelm von Orense kann in keinem Buchladen Deutschlands finden, Herr [3] Heyne in Göttingen hat sich auch für mich bemüht — aber vergebens. Oberlin verspricht ein Wörterbuch über die Manessen — auf diess und seinen Schertz freue mich. Diese litteratur findet immer mehr Beyfall. An unserm Collegio haben wir jezt Herrn Müller aus Schafhausen den Verfasser einer Schweizer Geschichte. Wir sind Freunde, und empfiehlt Er sich .....

Cassel 1. Aug. 1781. Casparson.

Gerne hätte ich Ihren Orense mit meiner Handschrift, weil er auch so rar ist, drucken lassen — wäre noch Zeit.«

»Verehrungswürdiger Vater!

Eure Wohlgeb. werden nächstens von mir einen Brief über Lausanne erhalten, der zum Theil Antwort auf Ihr voriges verehrungswürdiges Schreiben ist; darin äusserte den Gedanken, dass Dero Wilhelm von Oranse, von dem Sie mir schrieben, den ich in allen Buchläden suchte und nicht finden kann — an dem auch mein Freund Heyne in Göttingen sucht gerne bey dem ersten Theil meines Turlins, die Entführung und Taufe Arabelens, wollte drucken lassen. Ich fürchte aber, der Brief kömmt zu spät, ich bitte also mich durch dessen Uebersendung gütigst in den Stand zu setzen; allein da das Werk noch auf die Michelis Messe soll, so bitte gehorsamst

um die schleunigste Absendung. Wenn Eure Wohlgeb. meinen deutschen Patriotismus und mein Hertz kennten, so würden Sie mehr desswegen als um meiner Bitte willen um Vergebung mir verzeihen [Tischbein sei sein vertrauter Freund]. . Nächstens schreibe von einem andern manuscript, Herzog Wilhelm von Brabant, das auch hier ist . . . .

Cassel den 6ten Aug. 1781. Casparson.«

Bodmer an Schinz. 17. August 1781: »Casparson in Cassel schreibt mir, seitdem Tischbein mich in einer glücklichen Stunde gefasset, sei er entzückt . . . . . Er verlangt meinen Wilhelm von Oranse, den er möchte zu dem alten Gedicht beidrucken lassen. Ich will ihm aber sagen, dass es dazu nicht passe.«

Bodmer an Müller. September 1781 [scheint nicht abgesandt]. »Professor Kasparson in Kassel hat den Einfall gehabt, meinen Wilhelm von Oranse zu seinem Ersten Theil von Turlins Wilhelm drucken zu lassen. Er hat ihn aber in keinem Buchladen finden können. Vermuthlich wusste er nicht, dass mein Werk nicht Uebersetzung ist, wiewohl etwas von dem Umriss in dem Plan behalten worden. Er hat auch einen Code von Wilhelm von Braband aufgejaget, und ist voller Wärme für die Altschwaben. Mich befremdet, dass er mit keinem Wort des Staatsministers und Generallieutenants gedenkt[1].«

Noch ist ein Brief Casparsons an Bodmer vorhanden, undatirt, den aber dieser am 11. October 1781 empfing:

---

[1] Bezieht sich auf Müllers Brief vom April 1781: [Fortsetzung von S. 95 Z. 14 v. u.]: »Schon habe ich das Glück gehabt, mit einem grossen Contingent und zwei Briefen eines Mannes beehrt zu werden, der, wenn er auch nicht Staatsminister und General-Lieutenant wäre, sich durch philosophischen Geist, edle Gesinnung und grosse Kenntnisse jedermanns Hochachtung erwerben müsste.« Diese Briefe habe ich leider nicht gefunden. Er, der Herr von Schlieffen, habe ihm eins seiner Bücher geschenkt und ihm erlaubt, es ohne Nennung des Namens im deutschen Museum bekannt zu machen. »Diesem grossen Minister ist es zu verdanken, dass Casparson von dem H. Landgraf, der die Kosten hergibt, ist in den Stand gesetzt worden, den Eschilbach herauszugeben. Derselbe hat auch ein ander Gedicht entdeket, wovon er mir beiliegenden Titel mittheilet, und hoffet es den Motten entreissen zu können.«

»Theurester Gönner!

Heute den 20ten erhalte mit dem Gefühl alles Danks, den ein Hertz nur empfinden kann, Dero Geschenk — stoltz ist Casparson — ein Geschenk Bodmers. Schwer ists von Herrn P. Müller in Berlin Briefe zu haben — geschweige sonst etwas. Wenn nur noch eine Handschrift eine bessere als meine von Wilhelm von Brabant erhalten kann, den E. W. in meiner Vorrede finden werden. Ists möglich so füge Uebersetzung und Anmerkungen bey und liefre den ersten Theil auf Ostern. Was E W. an gutem Rath und That beytragen können, hoffe gewiss. An Baron von Senckenberg[1] — meinen Freund schreibe. Ich will alles thun. Tischbein grüsse. Die Messe eilt zu Ende, damit die Kaufleute mein Paquet mitbringen können, so kan heute nur noch versichern u. s. w.«

Darüber Bodmer an Schinz den 12. October 1781: »Casparson hat mir den Theil von Wilhelm von Oranse gedrukt geschickt, der Arabelas Entführung singt. In dem St. Gallischen Code ist nur Eschilbachs Werk, die Belagerung von Oranse. In meinem Wilhelm von Oranse habe ich diese Entführung aus meinem Kopfe gedichtet, und Sie glauben gern, dass der Poet, Turlin, und ich einander nicht begegnet sind. Casparson ist ein ängstlicher Deutscher von Gottscheds Seele. Vor vielen Jahren hat er einen Brief in Versen geschrieben, den Gottsched aus den elysischen Feldern an mich schreibt; izt ist er mein Lobredner geworden. Sein Lob macht mich eben so stolz als sein Tadel mich gedemüthigt hat.« An Müller [undatirt, unabgesandt]: »Casparson hat Wilhelm von Oranse ohne Geschmack gegeben.« Später, am 28. November 1782: »Casparson meint es mit den altschwäbischen Werken besser als er sie versteht.«

Ausserdem existirt ein Brouillon Bodmers zu einem Briefe an Casparson, worin manche interessante Stellen: »Mein hoch-

[1] In der Bibliothek des Baron von Senckenberg zu Wien befand sich ein Manuscript des Wilhelm von Orleans, wie Senckenberg selber am 15. December 1764 Bodmern gemeldet hatte. Casparson war wohl durch Bodmer darauf hingewiesen worden.

geschätztester Hr. Professor. Ich habe Ihnen vielen Dank für das schöne und neue Geschenk, die Entführung der Arabela[1]. Es ist das erste Geschenk, das ich aus diesem Fache der Literatur empfangen habe .... Ein Unglück ist, dass Sie weder die Wolfenbüttelsche membrana noch die Hanovrische mit der landgräflichen haben vergleichen können. Ich denke, mir wären dann hundert Stellen erklärter geworden, die ich izt nicht entzifern kan. Der gute Turlin hatte die poetische Ader Eschilbachs nicht, und daher die originale Simplicität des Gefühls und der Ausbildung nicht, die ich im Parzifal liebe und bewundere. Die Oransias, so nenne ich den zweiten Theil Wilhelms von Oranse, (die Belagrung Oranses) ist mir verständlicher, weil ich die santgallische membrana davon habe .... Ich will dem praemium Indicinae geben, der mir sagen kan, wer Meister Cuonrat der schriber gewesen, wie der sich selbst nennt, der das maere von den Nibelungen prueven began und manige liet hat in tiuscher zunge tichtet. Die grosse Anzahl der Dichter von Romanzen im dreizehnten Jahrhundert und die noch nicht eingeführte Gewohnheit, sich mit Familiennahmen zu unterscheiden, verursacht Verwirrung in [?] Verwirrung. Gewiss waren Turlin und Turheim nicht von der Epoche landgrav Hermanns, noch von den gelobtesten, weil weder Hugo von Trimperg noch Herman Dame ihrer gedenkt ..... Ich hoffe, mein Lieber, dass Sie durch Ihre Bemühungen den deutschen guten Köpfen ein Gefühl für die altschw. Sprache und Poesie geben werden. Gewiss, und Müller in Berlin helfen Sie in Bewegung bringen. Er hat eine scharfe Spürkraft und einen poetischen Geist, ohne welche man in der Bearbeitung dieser alten Dichter nicht mit fortschreiten kan. Ich erwarte, dass der dritte Theil, der munchestand Wilhelms, das Werk von Turheim, mehr Ausbildung haben werde, als Turlins Arbeit. Aber immer wird viel fehlen, bis sie Eschilbachs Werke, der Belagerung von Oranse, gleichkommen.« Dann weist er ihn hin auf das St. Gallische Manuscript der Weltchronik des Rudolf von Ems.

---

[1] Ist: Wilhelm der Heilige von Oranse. Erster Theil, von Turlin oder Ulrich Turheim, hsg. durch Casparson. Cassel 1781.

Unter Müllers Papieren finden sich folgende Briefe Casparsons:

»Wohlgebohrner
Hochgelehrter Herr Professor

Eure Wohlgeb. gütige aber sehr späte eingelaufne Zuschrift war mir um so viel angenehmer, da ich mir würklich die Freyheit genommen hatte, 2mal vorher an Dieselben zu schreiben. Einmal unter der Aufschrift, deren in den Zeitungen Erwehnung geschah; und man hatte in Berlin auf den Brief geschrieben, ein solcher sey nicht hier, das 2te mal durch den Secretair der Frau Landgräfin, welcher E. W. dreimal vergeblich gesucht hatte. Ich schreibe diess nur um [2] zu beweisen, wie viel mir, besonders nach des ehrwürdigen Vaters Bodmer Schreiben, an Euer W. Bekanntschaft und Gewogenheit gelegen war. Ich bezeugte solches auch Herrn Büsching. Wie sehr wünschte ich nun, Ihnen zu Beförderung Ihrer herrlichen Unternehmung noch einen oder 6 so vortrefliche Lieber [Liebhaber?] auszumachen, als unser in der That groser Schlieffen ist. Allein auch hier ist Er der eintzige — und da unser vielleicht schon bekannte gantz artige, sonst auch nicht unfreundliche Bibliothecar Luchet ein Franzoss ist, so hälts schwer, Ihn zu einer Verbindligkeit zu bringen, die bestimmte 3 Louid'ors anzuwenden. Doch werde nicht aufhören, es möglichst durchzusetzen. Auf den Drei-[3]ssigstel hoffe eher Liebhaber zu bekommen. Uebrigens wissen die Deutschen selbst nicht, wie weit sie als Deutsche noch zurück sind. Denn gewiss ist die Nation noch nicht weit, welche so kalt bey den ältsten producten Ihres Geistes ist. Ich war so glücklich in Herrn von Schl. einem Mecen im eigentlichen Verstand des Landgrafen thätige Unterstützung zu finden. Damit aber doch einigermasen das Geld wieder einkomme, so hats ein hiesiger Buchhändler übernommen, und liefert dafür Bücher auf die fürstl. Bibliotheck. Ich bin so frey, den ersten Theil zu schicken, der 2te kömmt auf Ostern heraus. Mich deucht, das ist das Werck von Eschilbach, welches E. W. von Bodmern haben. [4] Noch ist kein Blatt gedruckt, ich überlasse es E. W. Gütigkeit, mir Dero Meinung und Gutachten darüber zu schreiben; aber der Abdruck fängt bald nach Ostern an. Ich hoffe mit Wilhelm von Brabant, welchen

in der Vorrede bekannt gemacht habe, auch auf Michaelis und zwar mit der Uebersetzung fertig zu seyn, nur wünschte von diesem herrlichen Gedicht eine bessre Handschrift als die Meinige ist. Mein gröster Wunsch ist Aufmunterung für E. W. und die bessere Beförderung unsrer gemeinschaftlichen Bemühung. Aber selbst die Journale machen mehr Lärm von manchem neuen elenden Roman als von unsrer Arbeit. Ich hoffe aber, dass die Nibelungen etwas thun sollen. Mit verehrender Liebe bin ich

Euer Wohlgeb.

Cassel den 20t. März 1782. gehors. Dr. Casparson.

Herrn P. Oberlin in Strassburg finde nach Bodmern und Schlieffen als den grösten wärmsten Freund unsrer altdeutschen litteratur.«

»Theurester Gönner und Freund!

Tausend Dank für Ihre Nibelungen — ich fühle ihren Vorzug vor meinem Wilhelm, aber beyde sind Geschwister, mein Wilhelm von Brabant soll dazu kommen, und Deutschland wirds denn doch bemercken. Ich überreichte sie unserm Landgraf, und ich wünsche, dass der Beweiss seiner Zufriedenheit, eine Folge von unsers grosen Schlieffens [2] Unterstützung, E. W. wenigstens einigermassen befriedige. Die 3 Louisd'ors zur Subscription für unsre Bibliotheck werde ich auch schicken, vielleicht kann sie dort durch Herrn Nicolai auszahlen lassen. Lassen Sie Ihren deutschen Muth nicht fahren. Er wird belohnt werden. Wir haben Herrn Professor Müller Ihren Landsmann an die Bibliotheck bekommen, vielleicht gehts nun auch besser. Sein Hertz wie sein Kopf machen Ihrem Vaterland auch Ehre. [3] Der 2te Theil meines Wilhelms wird auf Ostern erscheinen, und Wilhelm von Brab. sobald als möglich. Denn ich bin am Carolino, am Cadettencorps, bey dem Directorio Lycei, bey unsrer Antiq. Societaet und deren Comitté, habe die Besorgung des Adress-Calenders, der Censur, pensionnairs im Hauss und Gott weiss was. Der alte Vater Bodmer hört nicht auf, mich zu ermuntern. Gott seegne ihn! Von Braunschweig bekomme interessante varianten zu meinem Wilhelm von Or., hätte ich sie zun andern! das ist eine böse Handschrift [4]. Unser

Schlieffen, ein Mann, den ich Ihnen so grad nicht beschreiben kann, als Er ist, Ihr Freund, worüber mich freue, wird uns hoffentlich bald in den Stand setzen, hier mehr zu thun. Die Vorsicht erhalte Sie — das wünsche E. W. zum voraus bey dem Wechsel des neuen Jahrs; mit einer Antwort bitte vor Empfang des Geldes sich nicht zu bemühen. Ich bleibe gantz

Cassel d. 10t. Dec. 1782. Ihr Casparson.

[Müller hatte wohl gebeten, das ganze Geld im Voraus zu erhalten. Das könne von seiten des Musaei nicht stattfinden, schreibt Casparson, pränumerando könnten immer nur drei Louisd'ors ausbezahlt werden. Der Fonds der Bibliothek sei gering, nur bei aussergewöhnlich günstigen Gelegenheiten gebe Serenissimus einen ausserordentlichen Beitrag. »Nach diesen Umständen müssen wir uns richten. So viel aber ist gewiss, dass michs unendlich freut, durch E. W. auch hier diese unsre altdeutsche Litteratur befördert zu sehen. [3] Und wir können beyde auf unsern grosen Mecen rechnen. Wenn Ers erlaubte, so wollte ichs bekannt machen, was Er bey meinen Unternehmungen in dieser Art für diese Litteratur und mich gethan. Denn wenns der Landgraf beförderte, so wars sein Werck.« usw.

Cassel d. 24t Dec. 1782. Casparson.

[PS auf S. 4. Er suche für Müller nach Subscribenten,] »E. W. wissen aber, dass wir erst Geschmack für diese Litteratur erwecken und schaffen müssen.«

Am 22. Januar 1783 bittet er um eine Quittung auf die Pränumeration auf das »liet der Nibelungen.«

24. Juni 1783: »Mein zweyter Theil Turlins kömmt auf Michaelis heraus, alsdann werde solchen auch überschicken. Got Amur gefällt mir besonders.«

»Theurester Gönner und Freund.

Eure Wohlgeb. würde ich eher vor den überschickten Parcifall gedanckt haben, wenn ich nicht durch die Beylage[1] solchen dem Willen nach wenigstens hätte thätiger machen

---

[1] Ist wohl der zweite Theil des Wilhelm von Oranse, der 1784 erschien. Der dritte ist nie herausgekommen.

wollen. Ich freue mich nur, dass Sie so viele und manche Schwierigkeiten [2] überwinden, und dass unsre Litteratur von der altdeutschen Seite so viele und schöne Ergäntzungen erhält. Man muss es vor ausgestreuten Saamen halten, die Aernde wird schon folgen. Dass ich aber auf hiesiger Bibliotheck — die Ursachen liegen nicht in Deutschland, vorerst nicht nützlicher [3] seyn kann, thut mir leid: die Praenumeration wird indessen erfolgen. Mein dritter Theil ist so starck, dass der Abdruck sich sehr verzögern wird, ob ich gleich fertig wäre. Dass unser vortreflicher Herr von Schlieffen sein Werck neu herausgiebt, werden E. W. wohl wissen. [4] Ich dächte doch, in Berlin wär auch deutscher Adel, der an diesem wichtigen Werck zu seiner Stands-Geschichte Antheil nähme. Von unserm Journal den Hessischen Beyträgen kömmt nächstens das zweyte Stück. Mit aller Hochachtung bin ich

Euer Wohlgeb.
Cassel d. 28t. Jun. 1784. Geh. Dr. u. Freund
Casparson.«

Im Gegensatz zum Casselschen Hof verhielt sich der von Pirmasens ablehnend gegen die altdeutschen Bestrebungen, vrgl. Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur VIII. (1882) S. 87.

EXCURS.

Im Jahre 1787, als Müller das so verdienstvolle Unternehmen der Herausgabe der altdeutschen Dichter endgültig aufgab, da stellte er, wie es Bodmers Wunsch gewesen war, die Abschriften der Altschwaben nach Zürich zurück; er selber fügte hinzu Arnolds Abschrift der Eneit, seine von Flore und Blanscheflur und schliesslich Bodmers Briefe an ihn, d. h. augenscheinlich nur diejenigen, die sich auf die Edition bezogen. Die Zuschriften andrer an ihn, die dasselbe betrafen, hat er auf dem Zettel, der dieses meldet, nicht notirt. So kann also von einem eigentlichen Nachlass Müllers, der auf der Züricher Stadtbibliothek ruhte, nicht wohl die Rede sein.

Dann hat Vögelin wenigstens den Anfang gemacht, alles Altdeutsche zusammen zu legen; so sind die factisch abgesandten Briefe Bodmers an Müller oft dicht neben ihre Brouillons zu liegen gekommen, sodass es mitunter schwer fällt, zu sagen, was das Reine und was das Unreine sei. So z. B. bei Bodmers Brief vom 20. Januar 1781.

Ich erwähne dieses auf das Aeusserlichste sich Beziehende nur, um einen Vorwurf von Müller fern zu halten, der mir seit lange etwas ungeheuerlich vorgekommen ist. Von der Hagen hat einen Brief Bodmers vom 1. Mai 1781 abdrucken lassen, worin so klar, wie es mehr nicht möglich ist, von der Existenz zweier Hohenemsischen Nibelungenhandschriften gesprochen wird. Und diese deutlichsten aller Worte sollen auf Müller keinen Eindruck gemacht, er soll sie übersehen haben! Dabei wird nicht erklärt, wie er zu seinen ganz abweichenden Angaben über die Handschrift gekommen ist. Die Lösung des Widerspruchs ist diese, dass der Brief in der That für Müller aufgezeichnet, aber, wie damals so vieles andre, von Bodmer nicht vollendet und nie abgesandt worden ist. Das ergibt sich, von dem Aeusseren abgesehen, sofort auch aus seinem Datum.

Am 20. Januar hatte Bodmer Müllern seine eignen Abschriften zu überlassen abgeschlagen, dieser, darüber verstimmt, schrieb nicht mehr, so dass am 27. März Bodmer anfragte, wie es mit der Sache wäre. Das führt zur Müllerschen Erklärung vom 15. April, die Bodmer zusammen mit Müllers Brief am 4. Mai empfing, er antwortete am 9. Mai. Alle diese Daten stehen fest. Nun ist mit einem Mal, in diese Ordnung nicht passend, ein Brief vom ersten Mai vorhanden, und wie ich hinzufügen kann, einer vom 2., und noch einer vom 3., alle auf eine vorhabende altschwäbische Publication bezüglich. Ihr Inhalt zeigt, dass Bodmer schon vor dem 4. Mai entschlossen war, falls es gar nicht anders ginge, Müllern seine Abschriften zuzusenden, oder wenigstens, dass er sich über diesen Fall als eine Möglichkeit Gedanken gemacht hatte. Wobei freilich, wie aus der Sache Ernst wurde, ein heftiges Sträuben noch immer nicht ausgeschlossen war.

Und sieht man nun, von diesem Resultat ausgehend, die übrigen factisch abgesandten Briefe Bodmers an Müller an, so ist, wie ich oben wiederholt betont habe, in keinem derselben von zwei Hohenemsischen Handschriften die Rede. Damit wird die ganze Beschuldigung nichtig. Trotzdem sind wir von der Hagen für die Mittheilung dieses ebenso lehrreichen wie interessanten Briefes gewiss zum Danke verpflichtet.



